Göthe's Philosophie.

Eine
vollständige, systematisch geordnete
Zusammenstellung seiner Ideen
über
Leben, Liebe, Ehe, Freundschaft, Erziehung,
Religion, Moral, Politik, Literatur,
Kunst und Natur;
aus seinen
sämmtlichen poetischen und wissenschaftlichen Werken.

Herausgegeben,
und mit einer Charakteristik seines philosophischen Geistes
begleitet,

von
Friedrich Karl Julius Schütz,
Dr. und Professor der Philosophie.

Vierter Band.

Hamburg, 1825.
Druck und Verlag von Friedrich Hermann Nestler.

Göthe's Philosophie.

Vierter Band.

Enthaltend
den Schluß der funfzehnten Abtheilung:

Göthe's Ideen

über

Literatur, Sprache und Kritik.

Hast Du für's Künft'ge was erbaut;
Schief wird's von Manchem angeschaut.

Göthe.

Vorwort des Herausgebers.

Vorliegender vierter Theil dieses Werkes, enthält blos den Beschluß der, im dritten begonnenen, Zusammenstellung von Göthe's Ideen in Beziehung auf Literatur, Sprache und Kritik. Der Umfang jeder einzelnen Abtheilung wird natürlich durch den jedesmaligen mindern oder größern Reichthum des dazu vorhandenen Stoffes bestimmt, und so würde diese funfzehnte noch stärker haben werden müssen, wenn dabei auch schon die, von Göthe

bekanntlich versprochene, aber noch nicht erschienene, Sammlung seiner Recensionen, (in den Frankfurter gelehrten Anzeigen und der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung), hätte benutzt werden können. Hoffentlich wird er dieselbe mit in die von ihm bereits angekündigte, abermalige neue Ausgabe seiner Werke, aufnehmen; von der überhaupt so sehr zu wünschen ist, daß sie endlich eine wirkliche Ausgabe seiner „sämmtlichen" Schriften, und in besserer Folge als die bisherigen zusammengestellt, sein möge. Göthe's Ansichten von der Orientalischen Literatur mußten in dieser Abtheilung, aus dem Anhange zu seinem westöstlichen Divan, nothwendig im Zusammenhange aufgenommen werden, daher freilich Manches auch zu den Abtheilungen über Religion, Politik und Geschichte darin Gehörige, dort aber, um es nicht wiederholt mitzutheilen, nicht Befindliche, hier seine Stelle erhalten hat.

Nur die im Anhange zum Divan zugleich aufgestellten Grundsätze in Betreff der Theorie der Dichtkunst im Allgemeinen, sind hier davon getrennt, und auf den folgenden Band, welcher die zur Kunstwissenschaft oder Aesthetik gehörenden Ideen Göthe's enthalten wird, verspart worden. Dieser Abtheilung wird dann die letzte, seine Naturwissenschaftlichen Ansichten enthaltend, folgen, und den Schluß des Ganzen, mein, — dasselbe im Zusammenhange und in Hinsicht auf die Stellen seiner poetischen Werke, (wie sich ja auch schon von selbst versteht), mit durchgängiger Unterscheidung dessen, was er darin als seine eigne Meinung ausgesprochen und dessen, was er den Personen seiner Romane und Schauspiele in den Mund gelegt hat, beleuchtender — Versuch einer Charakteristik des philosophischen Geistes Göthe's bilden; worin ich mich zugleich über alle, einer

Berücksichtigung würdigen Beurtheilungen dieses Werkes, wie z. B. die in dem Literaturblatt und der Allgemeinen Literaturzeitung erschienenen, die ich für jetzt, (da es mir in diesen Bänden nur um die Zusammenstellung des Stoffes für meine Untersuchung zu thun ist), blos mit dem in diesem vierten Theile auf der Rückseite des Titels und unter Nro. 572. befindlichen Ausspruch Göthe's selbst, beantworten will, erklären werde.

Hamburg, im August 1825.

Schütz.

Inhalt des vierten Bandes.

Vorwort des Herausgebers .... Seite v

Funfzehnte Abtheilung.

Göthe's Ideen über Literatur, Kritik und Sprache. Beschluß. .... Seite 3
Nro. 441 und 442. Aus Werther.
" 443 — 451. Aus Wilhelm Meisters Lehrjahren.
" 452 u. 453. Aus den Wahlverwandtschaften.
" 454 — 483. Aus dem Faust.
" 484. Aus Götz von Berlichingen.
" 485. Aus der Iphigenie.
" 486. Aus dem Tasso.
" 487. Aus Clavigo.
" 488 — 390. Aus den Vögeln.
" 491. Aus den Aufgeregten.

Nro. 492 u. 493. Aus dem Jahrmarkt von Plundersweilern.
" 494. Aus dem Neuesten von Plundersweilern.
" 495. Aus dem Triumph der Empfindsamkeit.
" 496. Auf Miedings Tod.
" 497. Aus Diderots Versuch über die Mahlerei.
" 498 — 520. Aus den Anmerkungen zu Diderot's Vetter Rameau.
" 521 — 566. Aus dem Anhang zum Divan.
" 567 — 571. Aus Winkelmann und sein Jahrhundert.
" 572 — 625. Aus den Heften über Kunst und Alterthum.
" 626 — 641. Aus Göthe's Leben.

Verzeichniß der Schriftsteller, über welche in dieser Abtheilung Urtheile von Göthe enthalten sind.

Adelung, in Nro. 83. 99.
d'Alembert, 498.
Anakreon, 431.
v. Archenholz, 247.
Aristoteles, 358.

Inhalt des vierten Bandes.

Dü Bartas, Nro. 505.
Basedow, 437.
Batteux, 499.
Becker, R., 126. 262.
Becker, Zach., 68. 238. 269. 295. 296.
Bengel, 641.
Bernhardi, 261.
Bertuch, 248.
Bidpai, 549.
Le Blanc, 501.
v. Blankenburg, 85.
Böhmer, (Mad.), 259.
Böttiger, 148. 149. 412. 413.
Bret, 502.
Bürger, 331.
Büsch, 222.

Campe, Nro. 84. 134. 135. 145. 146.
Carmontel, 593.
Carstens, 129.
Chardin, 560.
Claudius, 18.
Corneille, 448. 579.
Crusius, 641.

Delille, Nro. 565.
Destouches, 593.
Diderot, 515. 516.
v. Diez, 563.
Dorat, 504.
Dschami, 539.
Dyk, 43 — 46. 66, 278.

Ebeling, Nro. 222.
Eichhorn, 522. 553. 562.
Enweri, 534.
Ernesti, 691.
Eschenburg, 82. 133.
Ewald, 244.

Feßler Nro. 302.
v. Fichte, 19. 366.
Firdusi, 533.
Fontenelle, 519.
Forster, 333. 334.
Freron, 505.
Fülleborn, 519.

Garve, Nro. 150. 641.
Gleim, 329. 330.
Göschen, 270.
Göthe selbst, 12. 131. 160 — 164. 169. 437 — 440. 598 — 626.
Gozzi, 513.

Hafis, Nro. 538. 550. 551.
v. Haller, 339. 641.
v. Hammer, 564. 565.
Haschka, 399.
v. Heeren, 553.
v. Hennings, 243. 476. 478.
Herbelot, 566.
Herder, 522.
Hermes, 13. 14. 25.
Heyne, 352.

Homer, Nro. 547.
Horaz, 547.
v. Humboldt, A., 154. 155.
Hume, 371.

v. Jakob, Nro. 52 — 56. 67. 239. 283.
Jenisch, 254. 255. 281.
Jerusalem, 641.
Iffland, 114.
Jones, 547. 562.

Kant, Nro. 51. 60. 120. 282. 569.
Kiekiawus, 563.
v. Kleist, Erz., 127.
Klopstock, 335. 433.
Klotz, 337.
Kosegarten, 565. 566.
v. Kotzebue, 256. 398.
Kramer, 217 — 221.

Lamotte, Nro. 519.
Lavater, 20 — 22. 437.
Lessing, 10. 324 — 326. 342.
Lorsbach, 562.
Luther, 565.

Mahomed, Nro. 527.
Manso, 31 — 38. 86. 321.
Mariveaux, 507.
Marot, 506.
Martial, 350.

Meiners, Nro. 251.
Meißner, Nro. 349.
Meister, 252.
Michaelis, 545. 553. 641.
Molière, 510.
Montaigne, 506.
Moritz, 627.
Moser, 641.
Moses, 552.
Moses Mendelssohn, 340.
Montesquieu, 508.
Montevilla, 556.
Musäus, 435.

Newton, Nro. 157 — 160. 165. 166.
Nicolai, Fr., 24. 70. 81. 136 — 138. 177 — 200. 205. 240. 341. 342.
v. Nicolay, 125.
Nisami, 530.

Olearius, Nro. 559.
d'Olivet, 509.

Palissot, Nro. 510 — 512.
Paulus, 558.
Piron, 573.
Platner, 61 — 63. 271.
Polo (Marco), 546. 555.
Poinsinet, 514.
Pütter, 641.
Puffendorf, 373.

Racine, Nro. 448.
v. Racknitz, 27. 28.
v. Ramdohr, 113.
Rameau, 506. 515.
Ramler, 71. 100. 344. 345.
Reichardt, 77. 78. 139—141. 201 — 204. 206 — 216. 219. 237.
Reiske, 545.
Richter, Jean Paul, 39. 548.
Rousseau, 510.
Rumi, 536.

Saadi, Nro. 537.
Sachs, Hans, 432.
Salzmann, 142.
Schiller, 132. 235. 246. 249. 436.
Schink, 258.
Schlegel, F. u. A. W., 264. 288 — 294. 306 — 317. 327. 328.
Schlichtegroll, 42. 74. 171. 176.
Schmidt von Werneuchen, 232. 434.
Schneider, Eulogius, 322. 323.
Schütz, 79.
Seneca, 613.
Shakspeare, 376 — 397. 449 — 451. 580.
Spalding, 641.
Stilling, 19.
Stollberg, Graf von, 16. 17. 23. 26. 50. 69. 110 — 112. 116. 117. 119. 265. 343.
Sulzer, 338.

Tasso, Nro. 447.
Tavernier, 560.

Tencin, Nro. 517. 518.
Tiedge, 11.
Tissot, 641.
Trüblet, 519.
Tycho de Brahe, 613.

Unzer, Nro. 641.

Valle, Pietro della, Nro. 557.
Voltaire, 505. 512. 520.
Voß, 72. 114. 123. 124. 234. 565.
Wieland, Nro. 10. 38. 73. 245 — 266. 270. 346. 347. 565.
Wolf, 250. 352 — 356.
Wünsch, 168.

Zimmermann, Nro. 641.
Zollikofer, 641.
Zoroaster, 524.

Ueber die Bibel, Nro. 522. 641.
" das Niebelungenlied, 547. 565.
" Reineke Fuchs, 256.

Funfzehnte Abtheilung.

Göthe's Ideen

über

Literatur, Sprache und Kritik.

(Beschluß.)

Ideen über Literatur, Sprache und Kritik.

(Beschluß.)

441.

Was ich weiß, kann Jeder wissen — mein Herz habe ich allein.

442.

Wenn Ulyß von dem ungemessenen Meer und von der unendlichen Erde spricht, das ist so wahr, menschlich, innig, eng und geheimnißvoll. Was hilft mich's, daß ich jetzt mit jedem Schulknaben nachsagen kann, daß sie rund sei? Der Mensch braucht nur wenige Erdschollen, um darauf zu genießen, weniger, um darunter zu ruhen.

443.

Wenn es hart ist, der Liebe eines Weibes zu entsagen, so ist die Empfindung nicht weniger

schmerzlich, von dem Umgange der Musen sich loszureißen, sich ihrer Gemeinschaft auf immer unwürdig zu erklären, und auf den schönsten und nächsten Beifall, der unsrer Person, unserm Betragen, unserer Stimme öffentlich gegeben wird, Verzicht zu thun.

444.

Ist nicht Deutschland von einem Ende zum andern durchreist, durchkreuzt, durchzogen, durchkrochen und durchflogen? Und hat nicht jeder Deutsche Reisende den herrlichen Vortheil, sich seine großen oder kleinen Ausgaben vom Publikum wieder erstatten zu lassen?

445.

Wir Deutschen verdienten, daß unsere Musen in der Verachtung blieben', in der sie so lange geschmachtet haben, da wir nicht Männer von Stande zu schätzen wissen, die sich mit unserer Literatur auf irgend eine Weise abgeben mögen. Geburt, Stand und Vermögen stehen in keinem Widerspruch mit Genie und Geschmack; das haben uns fremde Nationen gelehrt, welche unter ihren besten Köpfen eine große Anzahl Edelleute zählen. War es bisher in Deutschland ein Wunder, wenn ein Mann von Geburt sich den Wissenschaften widmete; wurden bis-

her nur wenige berühmte Namen durch ihre Neigung zu Kunst und Wissenschaft noch berühmter; stiegen dagegen manche aus der Dunkelheit hervor, und traten wie unbekannte Sterne an den Horizont; so wird das nicht immer sein, und wenn ich mich nicht sehr irre, so ist die erste Klasse der Nation auf dem Wege, sich ihrer Vortheile auch zu Erringung des schönsten Kranzes der Musen in Zukunft zu bedienen. Es ist mir daher nichts unangenehmer, als wenn ich nicht allein den Bürger über den Edelmann, der die Menschen zu schätzen weiß, spotten, sondern auch vom Stande selbst, mit unüberlegter Laune und niemals zu billigender Schadenfreude, Ihresgleichen von einem Wege abschrecken sehe, auf dem einen Jeden Ehre und Zufriedenheit erwartet.

446.

Zu Reservationen, Halbheiten und Lügen ist die französische Sprache eine treffliche Sprache; sie ist eine perfide Sprache! Ich finde, Gott sei Dank! kein deutsches Wort, um „perfid" in seinem ganzen Umfange auszudrücken. Unser armseliges „treulos" ist ein unschuldiges Kind dagegen. „Perfid" ist treulos mit Genuß, mit Uebermuth und Schadenfreude. O, die Ausbildung einer Nation ist zu beneiden, die so feine Schattirungen in einem Worte auszudrücken weiß! Französisch ist recht die

Sprache der Welt; werth, die allgemeine Sprache zu sein, damit sie sich nur Alle unter einander recht belügen können!

447.

Tasso's „befreites Jerusalem" davon mir Koppens Uebersetzung in die Hände fiel, gab meinen herumschweifenden Gedanken endlich eine bestimmte Richtung. Ganz konnte ich zwar das Gedicht nicht lesen; es waren aber Stellen, die ich auswendig wußte, deren Bilder mich umschwebten. Besonders fesselte mich Chlorinde mit ihrem ganzen Thun und Lassen. Die Mannweiblichkeit, die ruhige Fülle ihres Daseins, thaten mehr Wirkung auf den Geist, der sich zu entwickeln anfing, als die gemachten Reize Armidens, ob ich gleich ihren Garten nicht verachtete.

Aber hundert und hundertmal, wenn ich Abends auf dem Altan, der zwischen den Giebeln des Hauses angebracht ist, spazierte, über die Gegend hinsah, und von der hinabgewichenen Sonne ein zitternder Schein am Horizont heraufdämmerte, die Sterne hervortraten, aus allen Winkeln und Tiefen die Nacht hervordrang, und der klingende Ton der Grillen durch die feierliche Stille schrillte, sagte ich mir die Geschichte des traurigen Zweikampfes zwischen Tancred und Chlorinden vor.

So sehr ich, wie billig, von der Parthei der Christen war, stand ich doch der heidnischen Heldin mit ganzem Herzen bei, als sie unternahm, den großen Thurm der Belagerer anzuzünden. Und wie nun Tancred dem vermeinten Krieger in der Nacht begegnet, unter der düstern Hülle der Streit beginnt, und sie gewaltig kämpfen — ich konnte nie die Worte aussprechen:

Allein des Lebensmaaß Chlorindens ist nun voll,
Und ihre Stunde kommt, in der sie sterben soll!

daß mir nicht die Thränen in die Augen kamen, die reichlich flossen, wie der unglückliche Liebhaber ihr das Schwert in die Brust stößt, der Sinkenden den Helm löst, sie erkennt, und zur Taufe bebend das Wasser holt.

Aber wie ging mir das Herz über, wenn in dem bezauberten Walde Tancredens Schwert den Baum trifft, Blut nach dem Hiebe fließt, und eine Stimme ihm in die Ohren tönt, daß er auch hier Chlorinden verwunde, daß er vom Schicksal bestimmt sei, das was er liebt, überall unwissend zu verletzen!

448.

Ich kann es mir vorstellen, wie vornehme und erhabene Personen einen Dichter schätzen müssen, der die Zustände ihrer höheren Verhältnisse so trefflich und

richtig schildert. Corneille hat, wenn ich so sagen darf, große Menschen dargestellt, und Racine vornehme Personen. Ich kann mir, wenn ich seine Stücke lese, immer den Dichter denken, der an einem glänzenden Hofe lebt, einen großen König vor Augen hat, mit den Besten umgeht, und in die Geheimnisse der Menschheit drängt, wie sie sich hinter kostbaren gewirkten Tapeten verbergen. Wenn ich seinen Britannicus, seine Berenice studire, so kommt es mir wirklich vor, ich sei am Hofe, sei in das Große und Kleine dieser Wohnungen der irdischen Götter geweiht, und ich sehe durch die Augen eines feinfühlenden Franzosen, Könige, die eine ganze Nation anbetet, Hofleute, die von viel Tausenden beneidet werden, in ihrer natürlichen Gestalt mit ihren Fehlern und Schmerzen. Die Anekdote, daß Racine sich zu Tode gegrämt habe, weil Ludwig der Vierzehnte ihn nicht mehr angesehen, ihn seine Unzufriedenheit fühlen lassen, ist mir ein Schlüssel zu allen seinen Werken, und es ist unmöglich, daß ein Dichter von so großen Talenten, dessen Leben und Tod an den Augen eines Königes hängt, nicht auch Stücke schreiben solle, die des Beifalls eines Königes und eines Fürsten werth seien.

449.

Ich erinnere mich nicht, daß ein Buch, ein Mensch oder irgend eine Begebenheit des Lebens so große Wirkungen auf mich hervorgebracht hätte, als Shakspeare's köstliche Stücke! Sie scheinen ein Werk eines himmlischen Genius zu sein, der sich den Menschen nähert, um sie mit sich selbst auf die gelindeste Weise bekannt zu machen. Es sind keine Gedichte! Man glaubt vor den aufgeschlagenen, ungeheuern Büchern des Schicksals zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens saust und sie mit Gewalt rasch hin und wieder blättert.

450.

Alle Vorgefühle, die ich jemals über Menschheit und ihre Schicksale gehabt, die mich von Jugend auf, mir selbst unbemerkt, begleiteten, finde ich in Shakspeare's Stücken erfüllt und entwickelt. Es scheint, als wenn er uns alle Räthsel offenbarte, ohne daß man doch sagen kann: hier oder da ist das Wort der Auflösung. Seine Menschen scheinen natürliche Menschen zu sein, und sie sind es doch nicht. Diese geheimnißvollsten und zusammengesetztesten Geschöpfe der Natur handeln vor uns in seinen Stücken, als wenn sie Uhren wären, deren Zifferblatt und Gehäuse man

von Krystall gebildet hätte; sie zeigen nach ihrer Bestimmung den Lauf der Stunden an, und man kann zugleich das Räder- und Federwerk erkennen, das sie treibt. Diese wenigen Blicke, die ich in Shakspeare's Welt gethan, reizten mich mehr, als irgend etwas Andres, in der wirklichen Welt schnellere Schritte vorwärts zu thun, mich in die Fluth der Schicksale zu mischen, die über sie verhängt sind, und dereinst, wenn es mir glücken sollte, aus dem großen Meere der wahren Natur wenige Becher zu schöpfen, und sie von der Schaubühne dem lechzenden Publikum meines Vaterlandes auszuspenden.

451.

Man erzählt von Zauberern, die durch magische Formeln eine ungeheure Menge allerlei geistiger Gestalten, in ihre Stube herbeiziehen. Die Beschwörungen sind so kräftig, daß sie bald den Raum des Zimmers ausfüllen, und die Geister, bis an den kleinen gezogenen Kreis hinandrängt, um denselben und über dem Haupte des Meisters in ewig drehender Verwandlung sich bewegend vermehren. Jeder Winkel ist vollgepfropft, und jedes Gesims besetzt. Eier dehnen sich aus und Riesengestalten ziehen sich in Pilze zusammen. Unglücklicherweise hat der Schwarzkünstler das Wort vergessen, womit er diese Geisterfluth wieder

zur Ebbe bringen könnte. (Siehe Göthe's Gedichte: „der Zauberlehrling.") — So ging es mir mit dem Studium Shakspeare's und mit unbekannter Bewegung wurden tausend Empfindungen und Fähigkeiten in mir rege, von denen ich vorher keinen Begriff und keine Ahnung gehabt hatte. Nichts konnte mich aus diesem Zustande reißen, und ich war sehr unzufrieden, wenn irgend Jemand zu kommen Gelegenheit nahm, um mich von dem, was auswärts vorging, zu unterhalten.

452.

In manchen Fällen ist es nothwendig und freundlich, lieber Nichts zu schreiben, als nicht zu schreiben.

453.

Man darf das Wahre nur wunderlich sagen; so scheint zuletzt das Wunderliche auch wahr.

454.

Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerei und Medicin,
Und leider auch Theologie!
Durchaus studirt, mit heißem Bemühn,
Da steh' ich nun, ich armer Thor!
Und bin so klug als wie zuvor;

Heiße Magister, heiße Doctor gar,
Und ziehe schon an die zehen Jahr,
Herauf, herab und quer und krumm,
Meine Schüler an der Nase herum —
Und sehe, daß wir nichts wissen können!

455.

Ach Gott! Die Kunst ist lang!
Und kurz ist unser Leben,
Mir wird, bei meinem kritischen Bestreben,
Doch oft um Kopf und Busen bang',
Wie schwer sind nicht die Mittel zu erwerben,
Durch die man zu den Quellen steigt!
Und eh' man nur den halben Weg erreicht,
Muß wohl ein armer Teufel sterben.

456.

Nicht Kunst und Wissenschaft allein,
Geduld will bei dem Werke sein.
Ein stiller Geist ist Jahre lang geschäftig;
Die Zeit nur macht die feine Gährung kräftig.

457.

O! glücklich! wer noch hoffen kann
Aus diesem Meer des Irrthums aufzutauchen.
Was man nicht weiß, das eben brauchte man,
Und was man weiß, kann man nicht brauchen.

458.

Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt,
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet!

459.

Ich sag' es dir; ein Kerl der speculirt,
Ist wie ein Thier, auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herum geführt,
Und rings umher liegt schöne grüne Weide.

460.

Du bist, am Ende — was du bist.
Setz' dir Perrücken auf von Millionen Locken,
Setz' deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibst doch immer was du bist.

461.

Es trägt Verstand und rechter Sinn,
Mit wenig Kunst sich selber vor;
Und wenn's euch Ernst ist, was zu sagen,
Ist's nöthig Worten nachzujagen?

Ja, eure Reden, die so blinkend sind,
In denen ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt,
Sind unerquicklich, wie der Nebelwind,
Der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt!

462.

Und wenn es uns glückt,
Und wenn es sich schickt,
So sind es Gedanken!

463.

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.
Sitzt ihr nur immer! Leimt zusammen,
Braut ein Ragout von Andrer Schmaus,
Und bla 't die kümmerlichen Flammen
Aus eurem Aschenhäufchen 'raus!
Bewund'rung von Kindern und Affen,
Wenn euch danach der Gaumen steht;
Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen,
Wenn es euch nicht von Herzen geht.

464.

Ein vollkommner Widerspruch
Bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge und für Thoren,
Die Kunst ist alt und neu.
Es war die Art zu allen Zeiten,
Durch Drei und Eins, und Eins und Drei
Irrthum statt Wahrheit zu verbreiten.
So schwätzt und lehrt man ungestört;
Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.

465.

Was ist das für ein Marterort?
Was heißt das für ein Leben führen,
Sich und die Jungens ennuyiren?
Laß du das dem Herrn Nachbar Wanst!
Was willst du dich das Stroh zu dreschen plagen?
Das Beste, was du wissen kannst,
Darfst du den Buben doch nicht sagen.

466.

Das Pergament, ist das der heil'ge Bronnen,
Woraus ein Trunk den Durst auf ewig stillt?
Erquickung hast du nicht gewonnen,
Wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt. —

„Verzeiht! es ist ein groß Ergetzen
Sich in den Geist der Zeiten zu versetzen,
Zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht,
Und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht."

O ja, bis an die Sterne weit!
Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln;
Was Ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.

467.

Die Fakultätswissenschaften.

Ich bin allhier erst kurze Zeit,
Und komme voll Ergebenheit,
Einen Mann zu sprechen und zu kennen,
Den Alle mir mit Ehrfurcht nennen.

„Eure Höflichkeit erfreut mich sehr!
Ihr seht einen Mann, wie andre mehr.
Habt ihr euch sonst schon umgethan?"
Ich bitt' euch, nehmt euch meiner an.

Ich komme mit allem guten Muth,
Leidlichem Geld und frischem Blut;
Meine Mutter wollte mich kaum entfernen;
Möchte gern' was rechts hier außen lernen.

„Da seid ihr eben recht am Ort."

Aufrichtig, möchte schon wieder fort;
In diesen Mauern, diesen Hallen,
Will es mir keinesweges gefallen.
Es ist ein gar beschränkter Raum,
Man sieht nichts Grünes, keinen Baum,
Und in den Sälen, auf den Bänken,
Vergeht mir Hören, Seh'n und Denken.

„Das kommt nur auf Gewohnheit an.
So nimmt ein Kind der Mutter Brust
Nicht gleich im Anfang willig an,
Doch bald ernährt es sich mit Lust.
So wird's euch an der Weisheit Brüsten
Mit jedem Tage mehr gelüsten."

An ihrem Hals will ich mit Freuden hangen;
Doch sagt mir nur, wie kann ich hingelangen?

„Erklärt euch, eh' ihr weiter geht,
Was wählt ihr für eine Facultät?"

Ich wünschte recht gelehrt zu werden,
Und möchte gern was auf der Erden
Und in dem Himmel ist, erfassen,
Die Wissenschaft und die Natur.

„Da seid ihr auf der rechten Spur;
Doch müßt ihr euch nicht zerstreuen lassen.“
Ich bin dabei mit Seel' und Leib;
Doch freilich würde mir behagen
Ein wenig Freiheit und Zeitvertreib
An schönen Sommerfeiertagen.

„Gebraucht der Zeit, sie geht so schnell von hinnen,
Doch Ordnung lehrt euch Zeit gewinnen,
Mein theurer Freund, ich rath' euch drum:
Zuerst Collegium Logicum.
Da wird der Geist euch wohl dressirt,
In span'sche Stiefeln eingeschnürt,
Daß er bedächtiger so fortan
Hinschleiche die Gedankenbahn,
Und nicht etwa die Kreuz' und Quer,
Irrlichterlire hin und her.
Dann lehret man euch manchen Tag,
Daß, was ihr sonst auf einen Schlag
Getrieben, wie Essen und Trinken frei,
Eins! Zwei! Drei! dazu nöthig sei,

Zwar ist's mit der Gedanken-Fabrik
Wie mit einem Weber-Meisterstück,
Wo Ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber hinüberschießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt;
Der Philosoph aber, der tritt herein,
Und beweis't euch, es müßt' so sein;
Das Erst' wär' so, das zweite so,
Und drum das Dritt' und Vierte so;
Und wenn das Erst' und Zweit' nicht wär',
Das Dritt' und Viert' wär' nimmermehr.
Das preisen die Schüler aller Orten,
Sind aber keine Weber geworden.
Wer will was Lebendig's erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist heraus zu treiben,
Dann hat er die Theile in seiner Hand,
Fehlt, leider! nur das geistige Band.
Encheiresin naturae nennt's die Chemie,
Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie."

Kann euch nicht eben ganz verstehen,

"Das wird nächstens schon besser gehen,
Wenn ihr lernt alles reduciren
Und gehörig klassificiren."

Mir wird von alle dem so dumm,
Als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum.

„Nachher, vor allen andern Sachen
Müßt ihr euch an die Methaphysik machen!
Da seht, daß ihr tiefsinnig faßt,
Was in des Menschen Hirn nicht paßt;
Für: was drein geht und nicht drein geht,
Ein prächtig Wort zu Diensten steht,
Doch vorerst dieses halbe Jahr
Nehmt ja der besten Ordnung wahr,
Fünf Stunden habt ihr jeden Tag;
Seid drinnen mit dem Glockenschlag!
Habt euch vorher wohl präparirt,
Paragraphos wohl einstudirt,
Damit ihr desto besser seht,
Daß er nichts sagt, als was im Buche steht;
Doch euch des Schreibens ja befleißt,
Als dictirt euch der Heilig' Geist!"

Das sollt ihr mir nicht zweimal sagen!
Ich denke mir, wie viel es nützt;
Denn, was man schwarz auf weiß besitzt,
Kann man getrost nach Hause tragen.

„Doch wählt mir eine Facultät!"
Zur Rechtsgelehrsamkeit kann ich mich
nicht bequemen.

„Ich kann es euch so sehr nicht übel nehmen,
Ich weiß, wie es um diese Lehre steht.
Es erben sich Gesetz' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Sie schleppen von Geschlecht sich zu Geschlechte,
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage;
Weh' dir, daß du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist, leider! nie die Frage."

Mein Abscheu wird durch euch vermehrt.
O, glücklich der, den ihr belehrt!
Fast möcht' ich nun Theologie studiren.
„Ich wünschte nicht euch irre zu führen.

Was diese Wissenschaft betrifft,
Es ist so schwer den falschen Weg zu meiden,
Es liegt in ihr so viel verborgnes Gift,
Und von der Arzenei ist's kaum zu unterscheiden,
Am besten ist's auch hier, wenn ihr nur Einen hört,
Und auf des Meisters Worte schwört,
Im Ganzen: — haltet euch an Worte!
Dann geht ihr durch die sichre Pforte
Zum Tempel der Gewißheit ein."

Doch ein Begriff muß bei dem Worte sein.

„Schon gut! Nur muß man sich nicht allzuängstlich quälen;
Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.
Mit Worten läßt sich trefflich streiten,
Mit Worten ein System bereiten,
An Worte läßt sich trefflich glauben,
Von einem Wort läßt sich kein Jota rauben."

Verzeiht, ich halt' euch auf mit vielen Fragen,
Allein ich muß euch noch bemühn.
Wollt ihr mir von der Medicin
Nicht auch ein kräftig Wörtchen sagen?
Drei Jahr' ist eine kurze Zeit,
Und, Gott! das Feld ist gar zu weit;
Wenn man einen Fingerzeig nur hat,
Läßt sich's schon eher weiter fühlen.

„Der Geist der Medicin ist leicht zu fassen;
Ihr durchstudirt die groß' und kleine Welt,
Um es am Ende gehn zu lassen,
Wie's Gott gefällt.
Vergebens, daß ihr ringsum wissenschaftlich schweift,
Ein jeder lernt nur was er lernen kann;
Doch der den Augenblick ergreift,
Das ist der rechte Mann.

Ihr seid noch ziemlich wohlgebaut,
An Kühnheit wird's euch auch nicht fehlen,
Und wenn ihr euch nur selbst vertraut,
Vertrauen euch die andern Seelen.
Besonders lernt die Weiber führen;
Es ist ihr ewig Weh und Ach
So tausendfach
Aus Einem Punkte zu kuriren,
Und wenn ihr halbweg ehrbar thut,
Dann habt ihr sie all' unterm Hut,
Ein Titel muß sie erst vertraulich machen,
Daß eure Kunst viel Künste übersteigt;
Zum Willkomm' tappt ihr dann nach allen sieben Sachen,
Um die ein Andrer viele Jahre streicht;
Versteht das Pülslein wohl zu drücken,
Und fasset sie, mit feurig schlauen Blicken,
Wohl um die schlanke Hüfte frei,
Zu seh'n, wie fest geschnürt sie sei."

Das sieht schon besser aus! Man weiß doch wo und wie?

"Grau, theurer Freund, ist alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum."

468.

— Die Welt, des Menschen Herz und Geist!
Möcht' jeglicher doch was davon erkennen. —
„Ja, was man so erkennen heißt!
Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
Die Wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Hat man von je gekreutzigt und verbrannt."

469.

Die hohe Kraft
Der Wissenschaft,
Der ganzen Welt verborgen!
Und wer nicht denkt,
Dem wird sie geschenkt,
Er hat sie ohne Sorgen.

470.

Was sagt uns dies für Unsinn vor?
Es wird mir gleich der Kopf zerbrechen.
Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
Von hunderttausend Narren sprechen.

471.

O heil'ger Mann! Da wär't Ihr's nun!
Ist es das Erstemal in Eurem Leben
Daß Ihr falsch Zeugniß abgelegt?
Habt Ihr von Gott, der Welt, und was sich d'rin bewegt,
Vom Menschen, was sich ihm in Kopf und Herzen regt,
Definitionen nicht mit großer Kraft gegeben?
Mit frecher Stirne, kühner Brust?
Und wollt Ihr recht in's Innre gehen,
Habt Ihr davon, Ihr müßt es g'rad gestehen,
So viel als von — Herrn Schwerdlein's Tod gewußt.

472.

Jetzt ist man von dem Rechten allzuweit,
Ich lobe mir die guten Alten.
Denn freilich da wir alles galten,
Da war die rechte goldne Zeit.

Wer mag wohl überhaupt jetzt eine Schrift
Von mäßig klugem Inhalt lesen?
Und was das junge Volk betrifft,
Das ist noch nie so naseweis gewesen.

473.

Frau Muhme! Sie versteht mir schlecht die
Zeiten.
Gethan geschehn! Geschehn gethan!
Verleg Sie sich auf Neuigkeiten,
Nur Neuigkeiten ziehen jetzt uns an!

474.

Ein Geist der sich erst bildet. (Auf dem Blocksberge.)

Spinnenfuß und Krötenbauch,
Und Flügelchen dem Wichtchen!
Zwar ein Thierchen giebt es nicht,
Doch giebt es ein Gedichtchen.

475.

Purist. (Ebendaselbst.)

Ach! mein Unglück führt mich her,
Wie wird hier geludert!
Und von dem ganzen Hexenheer
Ist nicht mal Eins gepudert.

476.

Die Xenien. (Auf dem Blocksberg.)

Als Insekten sind wir da,
Mit kleinen, scharfen Scheeren,
Satan unsern Herrn Papa,
Nach Würden zu verehren.

477.

Hennings. (Ebendaselbst.)

Seht! wie sie in gedrängter Schaar.
Naiv zusammen scherzen.
Am Ende sagen sie noch gar:
Sie hätten gute Herzen.

478.

Ci-devant Genius der Zeit. (Ebendaselbst.)

Mit rechten Leuten wird man was,
Komm' fasse meinen Zipfel!
Der Blocksberg, wie der deutsche Parnaß
Hat einen breiten Gipfel.

479.

Neugieriger Reisender. (Auf dem Blocksberg.)

Sagt, wie heißt der steife Mann?
Er geht mit stolzen Schritten;
Er schnopert was er schnopern kann. —
„Er spürt nach Jesuiten!“

480.

Kranich. (Ebendaselbst.)

In dem Klaren mag ich gern
Und auch im Trüben fischen;
Darum seht Ihr den frommen Herrn
Sich auch mit Teufeln mischen.

481.

Weltkind. (Ebendaselbst.)

Ja für die Frommen, glaubet mir,
Ist Alles ein Vehikel,
Sie bilden auf dem Blocksberg hier
Gar manches Conventikel.

Tänzer.

Da kommt ja wohl ein neues Chor?
Ich höre ferne Trommeln.
Nur ungestört! Es sind im Rohr
Die unisonen Dommeln.

482.

Dogmatiker. (Auf dem Blocksberg.)

Ich lasse mich nicht irre schrein,
Nicht durch Kritik noch Zweifel.
Der Teufel muß doch Etwas sein,
Wie gäb's denn sonst auch Teufel?

Idealist.

Die Phantasie in meinem Sinn
Ist diesmal gar zu herrisch,
Fürwahr, wenn ich das Alles bin,
So bin ich heute närrisch.

Realist.

Das Wahre ist mir recht zur Qual
Und muß mich baß verdrießen;
Ich stehe hier zum Erstenmal
Nicht fest auf meinen Füßen.

Supernaturalist.

Mit viel Vergnügen bin ich da,
Und freue mich mit diesen;
Denn von den Teufeln kann ich ja
Auf gute Geister schließen.

Skeptiker.

Sie gehn den Flämmchen auf der Spur,
Und glaub'n sich nah' dem Schatze.
Auf Teufel reimt der Zweifel nur,
Da bin ich recht am Platze.

483.

Die Gewandten. (Auf dem Blocksberg.)

Sanssouci, so heißt das Heer
Von lustigen Geschöpfen,
Auf den Füßen geht's nicht mehr,
Drum gehn wir auf den Köpfen.

Die Unbehülflichen.

Sonst haben wir manchen Bissen erschranzt,
Nun aber Gott befohlen!
Unsere Schuhe sind durchgetanzt,
Wir laufen auf nackten Sohlen.

Die Massiven.

Platz und Platz! Und ringsherum!
So gehn die Gräschen nieder.
Geister kommen; Geister auch
Haben plumpe Glieder.

484.

Schreiben ist geschäftiger Müssiggang. Indem ich schreibe was ich gethan, ärgere ich mich über den Verlust der Zeit, in der ich etwas thun könnte.

485.

Ein Jeglicher muß seinen Helden wählen, dem er die Wege zum Olymp hinauf sich nacharbeitet.

486.

Italien nennt keinen großen Namen,
Den Este's Haus nicht seinen Gast genannt.
Und es ist vortheilhaft den Genius
Bewirthen: giebst du ihm ein Gastgeschenk,
So läßt er dir ein schöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht, nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.

487.

Der Geschmack und die Wissenschaften sind's allein, die uns mit andern Nationen verbinden, sie sind's, die aus den entferntesten Geistern

Freunde machen, und die angenehmste Vereinigung unter denen selbst erhalten, die leider durch Staatsverhältnisse öfters getrennt werden.

488.

Wir haben gehört, daß auf dem Gipfel dieses überhohen Berges ein Schuhu wohnt, der mit nichts zufrieden ist, und dem wir deswegen große Kenntnisse zuschreiben. Sie nennen ihn im ganzen Lande den Kritikus. Er sitzt den Tag über zu Hause, und denkt Alles durch, was die Leute gestern gethan haben, und ist immer noch einmal so gescheid als einer der vom Rathhaus kommt.

489.

Nimm zuerst diesen knotigen Prügel, womit der Kritikus alles junge Gezjiefer auf der Stelle breit zu schlagen pflegt! Nimm diese Peitschen, mit denen er, sich gegen den Muthwillen waffnend, die Ungezogenheit noch ungezogener macht! Nimm diese Blasröhre, womit er ehrwürdigen Leuten, die er nicht erreichen kann, Lettenkugeln in die Perücken schießt — und so wehre dich gegen jeden in seiner Art! Hier, nimm das Tintenfaß und die große Feder, und beschmiere damit den ersten, der mit buntem Gefieder herankommt, die Flügel; denn wer die Gefahr nicht

scheut, fürchtet doch verunziert zu werden. Halte dich wohl! Fürchte nichts! und wenn du Schläge kriegst, so denke, daß sie dem Tapfern, wie den Feigen, von den Göttern zugemessen sind.

490.

Die großen Lexica sind die großen Krambuden der Literatur, wo jeder sein Bedürfniß pfennigweise nach dem Alphabet abholen kann! —

491.

Standespersonen müssen auch wissen, daß sie und ihre Kinder Menschen sind; man kann sie nicht genug empfinden machen, wie verehrungswürdig ein Mann ist, der ihnen in ihren Nöthen beisteht, (denen sie, wie alle Kinder Adams, unterworfen sind), besonders ein Chirurgus. Ein Chirurgus ist der verehrungswürdigste Mann auf dem ganzen Erdboden. Der Theolog befreit dich von der Sünde, die er selbst erfunden hat; der Jurist gewinnt dir deinen Prozeß und bringt deinen Gegner, der gleiches Recht hat, an den Bettelstab; der Medicus kurirt dir eine Krankheit weg, die andere herbei, und du kannst nie recht wissen, ob er dir genutzt oder geschadet hat; der Chirurgus aber befreiet dich von einem reellen Uebel, das du dir selbst zugezogen hast, oder das

dir zufällig und unverschuldet über den Hals kommt; er nutzt dir, schadet keinem Menschen, und du kannst dich unwidersprechlich überzeugen, daß seine Cur gelungen ist.

492.

Auf, Adler, dich zur Sonne schwing,
Dem Publiko dies Blättchen bring;
So Lust und Klang giebt frisches Blut,
Vielleicht ist ihm nicht wohl zu Muth.
Ach schau sie, guck sie, komm herbei
Der Pabst und Kaiser und Clerisei!
Haben lange Mäntel und lange Schwänz,
Paradiren mit Eichel= und Lorbeerkränz,
Trottiren und stäuben zu hellen Schaaren,
Machen ein Gezwatzer als wie die Staaren,
Drängt einer sich dem andern vor,
Deutet einer dem andern ein Eselsohr.
Da steht das liebe Publikum
Und sieht erstaunend auf und um,
Was all' der tollen Reiterei
Für Anfang, Mitt' und Ende sei.
Oho, sa sa, zum Teufel zu!
O weh! laß ab, laß mich in Ruh!
Herum, herauf, hinan, hinein —
Das muß ein Schwarm Autoren sein!

Ach Herr, man krümmt und krammt sich so,
Zappelt wie eine Laus, hüpft wie ein Floh,
Und fliegt einmal und kriecht einmal,
Und endlich läßt man euch im Saal.
Sei's Kammerherr nun, sei's Lakei;
Genug, daß einer drinne sei,
Nun weiter auf, nun weiter an!
Wie's tummelt auf der Ehrenbahn!
Ach sieh', wie schöne pflanzt sich ein
Das Völklein dort im Schattenhain;
Ist wohl zurecht und wohl zu Muth,
Zäunt jeder sich sein kleines Gut,
Beschneid't die Nägel in Ruh' und Fried'
Und singt sein Klimpimpimper=Lied;
Da kommt ein Flegel ihm auf den Leib,
Frißt seine Aepfel, beschläft sein Weib:
Sich drauf die Bürgerschaft rottirt,
Gebrüllt, gewetzt und Krieg geführt;
Und Höll' und Erd' bewegt sich schon.
Da kommt mir ein Titanensohn,
Und packt den ganzen Hügel auf,
Mit Städt' und Wäldern einem Hauf,
Mit Schlachtfelds=Lärm und liebem Sang,
(Es wankt die Erd', dem Volk ist's bang)
Und trägt sie eben in Einem Lauf
Zum Schemel den Olymp hinauf.

Deß wird Herr Jupiter ergrimmt,
Sein'n ersten besten Strahl er nimmt,
Und schmeißt den Kerl die kreuz und quer
Hurlurli burli in's Thal daher,
Und freut sich seines Siegs so lang,
Bis Frau Juno ihm macht wieder bang.
So ist die Eitelkeit der Welt!
Ist keines Reich so fest gestellt,
Ist keine Erdenmacht so groß,
Fühlt alles doch sein Endeloos.
Drum treib's ein jeder wie er kann;
Ein kleiner Mann ist auch ein Mann;
Der Hoh' stolzirt, der Kleine lacht,
So hat's ein jeder wohl gemacht.

492.

Hab' sei Kragen, sei Hose, sei Knopf,
Hätt' i nur au sei — Kopf;
Wär i Hannswurst ganz und gar.

493.

Ei! Der ist eben überall.
Was Andre tanzen, muß er schätzen.
Kann er nicht jeden Schritt beschwätzen,
So ist der Schritt so gut als nicht geschehn.
Am meisten ärgert ihn, sobald wir vorwärts gehn,

Wenn ihr euch so im Kreise drehen wolltet,
Wie er's in seiner alten Mühle thut,
Daß hieß er allenfalls noch gut;
Besonders wenn ihr ihn darum begrüßen solltet.

494.

Das Neueste aus Plunderswеilern.

(Eine Bilder= und Maskenscene.)

Im deutschen Reich gar wohl bekannt
Ist der Ort, Plunderswеilern genannt,
Und seines Jahrmarkts Lärm und Lust
Viel groß und kleinem Volk bewußt;
Auch sieht man, daß zu einer Stadt
Der Flecken sich erweitert hat.

Und zwar mag es nicht etwa sein,
Wie zwischen — — — — — —,
Als wo man emsig und zu Hauf
Macht Vogelbauer auf den Kauf,
Und sendet, gegen fremdes Geld,
Die Vöglein in die weite Welt.

Vielmehr sind hier, wie in Paris,
Der Leute mehr als der Logis;
Und wie ein Haus gebaut sein mag,
Gleich ist's besetzt den andern Tag.

Besonders eine der längsten Gassen
Hat man für Leser erbauen lassen,
Wo in den Häusern eng und weit,
Gelesen wird zu jeder Zeit;
Auswahl und Urtheil sind verbannt.
Mit neuen Büchern in der Hand,
Find't man, so wie man geht und steht,
Vom Thürschwell' auf bis zum Privet,
Einen Jeden emsig sich erbauen
Und kaum zum Gruße seitwärts schauen.

Wie man denn schon seit langen Zeiten
Läßt Kaffee öffentlich bereiten,
Daß für drei Pfennig' Jedermann
Sich seinen Magen verderben kann:
So theilt man nun den Leseschmaus
Liebhabern für sechs Pfennig' aus.

Von dieser Straße, lang und schön,
Könnt ihr hier nur das Eckhaus sehn.
Hier schauen Damen und Herrn herum
Begierig in das Publikum,
Wie Einer an den Andern rennt;
Und Abends sind sie gar kontent.

Vor ihrem Fenster, mit leichten Schritten
Spaziert ein Mädchen von schlechten Sitten,

Und bietet um geringen Preis
Gar vieler Menschen sauren Schweiß.
Ein Jeder wird sie laut verachten;
Es mag kein Mensch sie übernachten,
Und alle kommen doch zu Haufen
Ihr ihre Waaren abzukaufen.

Wie schlimm sieht's drum in jenem Haus,
In der uralten Handlung aus!
Gar einzeln naht sich dann und wann
Ein etwa grundgelehrter Mann,
Nach einem Folio zu fragen;
Dagegen bücken viel Autormagen
Sich mit demüthigen Geberden
Vor dem Papierpatron zur Erden.
Auch ist das Haus, wie Jeder sagt,
Von böser Nachbarschaft geplagt:
Wie man Exempel jeden Tag
In der Almende sehen mag.

Halt auf! o weh! welch ein Geschrei!
Was zerrt man diese Leut' herbei?
Was hat das arme Volk begangen?
Was wird mit ihnen angefangen?

Die aufgehängten Becken hier
Verkünden euch den Herrn Barbier,

Dem, wo er irgend Stoppeln sieht,
Das Messer unter'n Händen glüht;
Und er rasirt, die Wuth zu stillen,
Zwar gratis, aber wider Willen,
Und bei dem ungebetnen Schnitt
Geht auch wohl Haut und Nase mit.

Welch ein Pallast am End' der Stadt
Ist's wo er seine Bude hat!
Auf gutes Fundament gebaut,
Der alle Gegend überschaut.
Wer ist der vornehm reiche Mann,
Der also bau'n und wohnen kann?

Mit großer Lust und großem Glück
Hält ihr Serail hier Frau Kritik.
Ein Jeder, er sei groß oder klein,
Wird ihr gar sehr willkommen sein.
Sein Zimmer ist ihm gleich bereit,
Sein Essen auch zu rechter Zeit;
Er wird genähret und verwahrt
Nach seiner Art und seinem Bart.
Doch läßt, aus Furcht vor Neidesflammen,
Sie ihre Freunde nie zusammen.
Sie hat zwar weder Leut' noch Land,
Auch weder Kapital noch Pfand,

Sie bringt auch selber nichts hervor,
Und lebt und steht doch groß im Flor;
Denn was sie reich macht und erhält,
Das ist eine Art von Stempelgeld;
Drum sehn wir alle neue Waaren
Zum großen Thor hineingefahren.

Am Fenster läßt sich einer blicken,
Der reißt gar Alles grob zu Stücken;
Ein andrer mißt das Werk mit Ellen;
Ein dritter läßt's auf der Waage schnellen;
Ein vierter, oben auf dem Haus,
Klopft gar die alten Kleider aus.
Gar viele Fenster sind auch zu;
Das deutet nicht auf inn're Ruh.
Die meisten arbeiten wie in der Gruft
Und kommen selten an frische Luft.

Doch scheint's, ihr möget nicht verweilen
Und gerne diesen Zug ereilen;
Bleibt nur ein wenig hinterdrein;
Ich fürcht' es möcht' gefährlich sein.

Unter dem Leichnam auf seinem Rücken
Seht ihr einen jungen Herrn sich drücken,
Ein Schießgewehr in seiner Hand:
So trug er seinen Freund durch's Land,

Erzählt den traurigen Lebenslauf
Und fordert jeden zum Mitleid auf.
Kaum hält er sich auf seinen Füßen,
Die Thränen ihm von den Wangen fließen,
Beschreibt gar rührend des Armen Noth,
Verzweiflung und erbärmlichen Tod;
Wie er ihn endlich aufgerafft;
Das alles ein wenig studentenhaft.
Da fing's entsetzlich an zu rumoren
Unter Klugen, Weisen und unter Thoren;
Drum wünscht er weit davon zu sein.

Denn seht, es kommen hinterdrein
Ein Chor schwermüthiger Junggesellen,
Die sich gar ungeberdig stellen.
Mehr sag' ich nicht: Man kennt genug
Den ganzen uniformen Zug.

Jeder führt eine Jungfrau fein,
Die scheinen gleiches Sinn's zu sein:
Denn sie tragen auf bunten Stangen
Paniere zierlich aufgehangen,
Die Zeichen ihrer Lust und Schmerz:
Einen vollen Mond, ein brennend Herz;
Wie denn nun fast jede Stadt
Ihren eignen Mondschein nöthig hat.

Die Herzen lärmen und pochen so sehr,
Man hört sein eigen Wort nicht mehr;
Doch scheinen die Liebchen bei diesen Spielen
Noch seitwärts in die Welt zu schielen.

Laßt sie vorbei und seht die Knaben,
Die in der Ecke ihre Kurzweil haben.
Die Laube, die sie faßt, ist klein,
Doch dünkt sie ihnen ein dichter Hain.
Sie haben aus Maien sie aufgesteckt
Und vor der Sonne sich bedeckt;
Mit Siegsgesang und Harfenschlag
Verklimpern sie den lieben Tag;
Sie kränzen freudig sich wechselsweise,
Einer lebt in des Andern Preise;
Daneben man Keul' und Waffen schaut.
Sie sitzen auf der Löwenhaut;
Doch guckt als wie ein Eselsohr,
Ein Murmelkasten drunter vor,
Daraus denn bald ein Jedermann
Ihre hohe Abkunft errathen kann.

Ihr schaut euch um, ihr seht empor,
Leiht andern Stimmen euer Ohr!
Ja seht nur recht! Dort eine Welt
In vielen Fächern dargestellt.
Man nennt's ein *episches* Gedicht;
So was hat Seinesgleichen nicht.

Der Mann, den ihr am Bilde seht,
Scheint halb ein Barde und halb Prophet.
Seine Vorfahren müssen's büßen,
Auf ihren Häuptern steht der Mann,
Daß er seinen Helden erreichen kann.

Kaum ist das Lied nur halb gesungen,
Ist alle Welt schon liebdurchdrungen.
Man sieht die Paare zum Erbarmen.
In jeder Stellung sich umarmen.
Ein Zögling knieet ihm an dem Rücken,
Zeigt des Propheten Strümpf' und Schuh',
Betheuert, er hab' auch Hosen dazu,
Und, was sich Niemand denken kann,
Einen — Steiß habe der große Mann.

Vor diesem himmlischen Bericht
Fällt die ganze Schule auf's Angesicht,
Und rufet: Preis dir in der Höh',
O trefflicher Eustazie!

Der Adler ungestürzte Zier!
Der deutsche Bär ein feines Thier!
Wie viele Wunder die geschehn,
Könnt ihr hier nicht auf einmal sehn!
Er hat auch eine Heftelfabrik,
Die zeigt sich nicht auf diesem Stück.

Ihr kennt den himmlischen Merkur.
Ein Gott ist er zwar von Natur;
Doch sind ihm Stelzen zum irdischen Leben
Als wie ein Pfahl in's Fleisch gegeben;
Darauf macht er durch des Volkes Mitte
Des Jahrs zwölf weite Götterschritte.
Auf seinen Scepter und seine Ruthe
Thut er sich öfters was zu Gute.
Vergebens ziehen und zerren die Knaben
Und möchten ihn gerne herunter haben;
Vergebens sägst du, thöricht Kind!
Die Stelzen, wie er, unsterblich sind.

Es schaut zu ihm ein großer Hauf
Von mancherlei Bewunderern auf;
Doch diesen Pack, so schwer und groß,
Wird er wohl schwerlich jemals los.

Wie ist mir? wie erscheint ein Engel
In Wolken mit den Lilienstängel!
Er bringt einen Lorbeerkranz hernieder,
Er sieht sich um und sucht sich Brüder.

Wer sagt mir ein vernünftig Wort?
Was treiben die eilenden Knaben dort?
Seht ihr nicht, wie geschickt sie's machen!
Seht doch, wie steigen ihre Drachen!

Geht er nicht schnell und hoch genung?
Man nennt es einen Odenschwung.

Die andern führ' ich euch nicht vor;
Sie haben mit dem Blaserohr
Nach Schmetterlingen unverdrossen
Mit Lettenkugeln lang' geschossen,
Und dann war stets das arme Ding
Ein lahmgeschoss'ner Schmetterling.

Die kleinen Jungens in der Pfützen
Laßt sie mit ihren Schussern sitzen!
Und laßt uns sehn, dort stäubt's im Sand,
Dort zieht ein wüthig Heer zu Land.

Zuvörderst sprengt ein Rittersmann
Auf einem zweideutigen Pferdlein an;
Ein hoher Federbusch ihn ziert,
Die Lanze er ganz stolz regiert,
Von Kopf zu Fuß in Stahl vermummt,
Daß jeder Bauer und Knecht verstummt.
Als Ritter nimmt er Preis und Gruß;
Doch eigentlich geht er zu Fuß.

Hinter ihm wird kein Gut's geschafft.
Es reißet einer mit voller Kraft
Die Bäume sammt den Wurzeln aus;
Die Vögel fliegen zu den Nestern heraus.

Sein Haupt trägt eine Felsenmütze,
Sein Schütteln schüttert Rittersitze.
Entsetzt euch nicht ob dieser Stärke
Und der modernen Simsons-Werke:
Denn aller Riesen-Vorrath hier
Ist nur von Pappe und von Papier.

Ein andrer trägt einen Kometenhut;
Ein dritter beißt in die Steine vor Wuth;
Sie stolpern über Särg' und Leichen,
Dem Pathos ist nichts zu vergleichen.
Sie möchten gerne mit hellen Schaaren,
Aus ihren eignen Häuten fahren;
Doch sitzen sie darin zu fest,
Drum es jeder endlich bewenden läßt.

Im Vordergrund sind zwei feine Knaben,
Die gar ein artig Kurzweil haben.
Mit Deutschheit sich zu zieren itzt,
Hat jeder sein armes Wamms zerschlitzt;
Sie ziehen die Hemdchen durch die Spalten;
Das giebt gar wunderreiche Falten;
Die Puffen stehn gut zu Gesicht;
Sie schonen sogar der Höschen nicht;
Sie werden bald ihr Ziel erreichen
Und deutschen Betteljungen gleichen.

Wenn ich nun Jemand rathen mag,
So hat er genug für diesen Tag,
Und geht den Lärm und das Geschrei,
Was hinten sich erhebt, vorbei.

Die Bude, die man dorten schaut,
Ist schon vor Alters aufgebaut,
Worein gar mancher, wie sich's gebührt,
Nach seiner Art sich prostituirt.
Die festen Säulen zeigen an,
Der Ort sich nicht bewegen kann,
Ein Mann, der droben im Reifrock steht,
Deutet auf hohe Gravität:
Doch Wurstel läßt sich nicht vertreiben,
Läßt seine Neckerei nicht bleiben,
Indeß ein neuer Unfall droht,
Und bringt den Alten fast den Tod.

Eine Sorte, kürzlich angekommen,
Hat das Portal schon eingenommen
Und nagelt, ihr ist nicht zu wehren,
An's Frontispitz zwei Hemisphären,
Eröffnet nun die weite Welt
Erobernd zum Theaterfeld;
Darauf denn Jeder bald versteht,
Wie es von London nach China geht.

Und so hat man für wenig Geld
Gleich eine Fahrt um die ganze Welt.
Es poltert Alles drüber und drunter,
Die Knaben jauchzen laut mitunter,
Und auf den Dielen wohlverschanzt
Die Schellenkapp' wird aufgepflanzt.
Kein Mensch ist sicher seines Lebens;
Es wehrt der Held sich nur vergebens;
Es gehen beinah' in dieser Stunde
Souffleur und Confident zu Grunde,
Die man als heilige Personen
Von je gewohnt war zu verschonen.
Und dieser Lärm dient auf einmal
Auch unserm Schauspiel zum Final.

495.

Wer ein Uebel, oder Unfrieden im Hause hat, der frage keinen Arzt und kein Orakel. Ihr Wissen und ihre Kunst fällt zu kurz: Dies und jenes Mittelchen, und vorzüglich Geduld, ist was sie uns empfehlen. — Die Aerzte können wohl rathen aber nicht errathen.

496.

O Weimar! Dir fiel ein besonder Loos!
Wie Bethlehem in Juda, klein und groß,

Bald wegen Geist und Witz beruft dich weit
Europens Mund, bald wegen Albernheit.
Der stille Weise schaut und sieht geschwind
Wie zwei Extreme nah verschwistert sind.

497.

Was ist das mit der Philosophie und besonders mit der neuen für eine wunderliche Sache! In sich selbst hineinzugehen, seinen eignen Geist über seinen Operationen zu ertappen, sich ganz in sich zu verschließen, um die Gegenstände desto besser kennen zu lernen! Ist das wohl der rechte Weg? Der Hypochondrist, sieht der die Sachen besser an, weil er immer in sich gräbt und die Sachen untergräbt? Gewiß, diese Philosophie scheint mir eine Art von Hypochondrie zu sein, eine falsche Art von Neigung, der man einen prächtigen Namen gegeben hat.

498.

D'Alembert (geb. 1717, gest. 1783), ist sein Ruhm, als Mathematiker, niemals streitig gemacht worden; als er sich aber, um des Lebens und der Gesellschaft willen, vielseitig literarisch ausbildete; so nahmen die Mißgünstigen daher Anlaß, schwächere Seiten aufzusuchen und zu zeigen.

Solche feindselige Naturen, die nur wider Willen entschiedene Vorzüge anerkennen, möchten einen jeden trefflichen Mann in sein Verdienst ganz eigentlich einsperren, und ihm eine vielseitige Bildung, die allein Genuß gewährt, verkümmern. Sie sagen gewöhnlich, zu seinem Ruhme habe er dieses oder jenes nicht unternehmen sollen! Als wenn man alles um des Ruhmes willen thäte; als wenn die Lebensvereinigung mit ähnlich Gesinnten, durch ernste Theinahme an dem, was sie treiben und leisten, nicht den höchsten Werth hätte. Und nicht allein Franzosen, welche alles nach Außen thun, sondern auch Deutsche, welche die Wirkung nach innen recht gut zu schätzen wissen, geben solche Gesinnungen zu erkennen, wodurch der Schriftsteller, der Gelehrte vom Gelehrten, gildemäßig abgetrennt würde.

499.

Batteux, (geb. 1713, gest. 1780,) ist der Apostel des halbwahren Evangeliums der Nachahmung der Natur, das Allen so willkommen ist, die blos ihren Sinnen vertrauen und dessen, was dahinter liegt, sich nicht bewußt sind.

500.

Der Abbé le Blanc ist geb. zu Dijon 1717, gest. 1781. Wenn durch die Gunst der Menge, oder der Großen, ein mittelmäßiges Talent zu Glück und Ehren gelangt, so entsteht eine wunderbare Bewegung unter Seinesgleichen. Alles was sich ihm ähnlich fühlt, wird durch die Hoffnung belebt, daß nun gleichfalls die Reihe an andre ehrliche Leute, die doch eben auch nicht für ganz verdienstlos zu halten, endlich kommen müsse und solle.

Doch auch hier, wie überall, behauptet das Glück sein Majestätsrecht, und nimmt sich der Mittelmäßigen so wenig, als der Trefflichen an, als wenn es ihm nun gerade einmal beliebt.

Der Abbé le Blanc, ein freilich sehr mittelmäßiger Mann, mußte so manchen Seinesgleichen in der Akademie sehen, die ungeachtet einer, freilich nur vorübergehenden, Gunst des Hofes, für ihn unerbittlich blieb.

501.

Bouret war ein reicher Finanzmann, der zugleich Ober-Director der Posten war, und ein ungeheures Vermögen durch die Gunst des Hofes und der

Großen, denen er also wohl ein Hündchen abtreten konnte, zusammen brachte.

Aber weder sein Glück, noch seine Erniedrigungen, die ihm Diderot sehr hart aufrechnet, konnten ihn vor dem Untergang schützen, da er in sich selbst kein Maaß hatte, und sein Geist im Ausgeben noch gewandter und unternehmender war, als im Erwerben.

Er baute königlich einen Pavillon, nur um den König, der alle Jahre mit seinem Hofstaate auf der Jagd jene Gegend besuchte, bewirthen zu können, und errichtete als Nebensache, bei einer durchaus kostspieligen Lebensweise, sehr ansehnliche Gebäude, wodurch er die Kräfte seiner eigenen Finanzen dergestalt schwächte, daß er, als Ludwig XV. unvermuthet starb, und er seinen königlichen Gönner, so wie durch die Regierungsveränderung manche andere Unterstützung verlor, gerade da er ihrer am nöthigsten bedurft hätte, um sich im Gleichgewicht zu erhalten, in die größte Verwirrung, ja Verzweiflung gerieth und seinem Leben selbst ein Ende machte.

502.

Bret, geb. 1717, gest. 1792. Fruchtbarer gefälliger Autor, aber schwach und nachlässig. Herausgeber von Molière, zu welchem Geschäft seine Kräfte nicht hinreichten.

Sein Stück la fausse confiance fällt in das Jahr 1763.

503.

Carmontel war Verfasser der dramatischen Sprüchwörter und anderer angenehmer kleiner theatralischer Stücke.

Destouches, geb. 1680, gest. 1754, war Literator und Geschäftsmann. Mehrere seiner Stücke erwarben sich Beifall. Zuletzt verliert er die Gunst des Publikums und zieht sich vom Theater zurück.

504.

Dorat, geb. 1736, gest. 1780, ist ein fruchtbarer, angenehmer Dichter, besonders in kleinen Stükken, nicht so glücklich in größern, ernsteren, besonders tragischen.

Der große Reiz, den das Theater für jeden Zuschauer hat, zeigt sich auch darin, daß es so manchen productiv zu machen scheint, der eigentlich dafür gar kein Talent hat. In jeder Nation strebt eine unverhältnißmäßige Anzahl Menschen nach dem Glücke, sich selbst von dem Theater herunter wiederzuhören, und es ist niemanden zu verargen, wenn man zu dieser innern Behaglichkeit noch die äußeren Vortheile

eines schnellen, allgemeinen günstigen Bekanntwerdens hinzurechnet.

Ist diese Begierde fürs Theater zu arbeiten, bei dem stillen, mehr in sich gekehrten Deutschen fast zur Seuche geworden, so begreift man leicht, wie der Franzose, der sich es selbst gar nicht zum Vorwurf rechnet, unmäßig eitel zu scheinen, unwiderstehlich genöthigt sein muß, sich auf ein Theater zu drängen, das bei einem hundertjährigen Glanze so große Namen zählt, die den lebhaftesten Wunsch erregen müssen, wenn gleich auch hinter ihnen, doch mit und neben ihnen an derselben Stelle genannt zu werden.

Dorat konnte diesen Lockungen nicht entgehen, um so mehr, da er Anfangs sehr beliebt und vorgeschoben ward; allein sein Glück war nicht von Dauer, er ward herabgesetzt und befand sich in dem traurigen Zustand des Mißbehagens mit so vielen Andern, mit deren Zahl man, wo nicht einen Platz in Dante's Hölle, doch wenigstens in seinem Fegfeuer besetzen könnte.

505.

Freron (Vater), geb. zu Quimper 1719, gest. zu Paris 1776, war ein Mann von Kopf und Geist, von schönen Studien und mancherlei Kenntnissen, der aber, weil er manches einsah, alles zu übersehen glaubte und als Journalist sich zu einem allgemeinen

Richter aufwarf. Er suchte sich besonders durch seine Oppositionen gegen Voltaire bedeutend zu machen, und seine Kühnheit, sich diesem außerordentlichen, hochberühmten Manne zu widersetzen, behagte einem Publikum, das einer heimlichen Schadenfreude sich nicht erwehren kann, wenn vorzügliche Männer, denen es gar manches Gute schuldig ist, herabgesetzt werden, da es sich, von der andern Seite, einer strenge behandelten Mittelmäßigkeit gar zu gern liebreich und mitleidsvoll annimmt.

Freron's Blätter hatten Glück und Gunst und verdienten sie zum Theil. Unglücklicher Weise hielt er sich nun für den ganz wichtigen nnd bedeutenden Mann und fing an, aus eigner Macht und Gewalt, geringe Talente zu erheben und als Nebenbuhler der größeren aufzustellen. Denn derjenige, der aus Mangel von Sinn oder Gewissen, das Vortreffliche herunterzieht, ist nur allzugeneigt das Gemeine, das ihm selbst am nächsten liegt, heraufzuheben und sich dadurch ein schönes mittleres Element zu bereiten, auf welchem er als Herrscher behaglich walten könne. Dergleichen Niveleurs finden sich besonders in Literaturen, die in Gährung sind, und bei gutmüthigen, auf Mäßigkeit und Billigkeit durchaus mehr als auf das Vortreffliche in Künsten und Wissenschaften gerichteten Nationen (wie die Deutschen) haben sie starken Einfluß.

Die geistreiche französische Nation war dagegen dem Freron bald auf der Spur, wozu Voltaire selbst nicht wenig beitrug, der seinen Widersacher mit gerechten und ungerechten, aber immer geistreichen Waffen unausgesetzt bekämpfte. Keine Schwäche des Journalisten blieb unbemerkt, keine Form der Rede- und Dichtkunst unbenutzt, so daß er ihn sogar als Freron in der Schottländerin aufs Theater brachte und darauf erhielt.

Wie Voltaire in so Manchem, was er leistete, die Erwartung der Welt übertraf, so unterhielt er auch in diesem Falle das Publikum mit immer neuen und überraschenden Späßen, griff den Journalisten zugleich und alle dessen Günstlinge an, und warf ihr Lächerliches gehäuft auf den Gönner zurück.

So ward jene Anmaßung aller Welt klar, Freron verlor seinen Credit, auch den verdienten, weil sich denn doch das Publikum, wie die Götter, zuletzt auf die Seite der Sieger zu schlagen behaglich findet.

Und so ist das Bild Frerons dergestalt verschoben und verdunkelt worden, daß der spätere Nachkömmling Mühe hat, sich von dem, was der Mann leistete, und was ihm ermangelte, einen richtigen Begriff zu machen.

506.

„Der Geschmack, sagt Rameau, der Geschmack ist ein Ding — bei Gott, ich weiß nicht, zu was für einem Ding er den Geschmack machte, wußte er es doch selbst nicht.“ — In dieser Stelle will Diderot seine Landsleute lächerlich darstellen, die, mit und ohne Begriff, das Wort Geschmack immer im Munde führen und manche bedeutende Production, indem sie ihr den Mangel an Geschmack vorwerfen, heruntersetzen.

Die Franzosen gebrauchten zu Ende des 17ten Jahrhunderts das Wort Geschmack noch nicht allein. Sie bezeichneten vielmehr durch das Beiwort die besondere Bestimmung. Sie sagten ein böser, ein guter Geschmack, und verstanden recht gut, was sie dadurch bezeichneten. Doch findet man schon in einer Anekdoten- und Spruchsammlung jener Zeit das gewagte Wort: „die Französischen Schriftsteller besitzen alles, nur keinen Geschmack.“

Wenn man die französische Literatur von Anfang an betrachtet, so findet sich, daß das Genie schon bald sehr viel für sie gethan. Marot war ein trefflicher Mann und wer darf den hohen Werth Montaigne's und Rabelais verkennen?

Das Genie sowohl als der rechte gute Kopf sucht sein Gebiet ins Unendliche auszudehnen. Sie nehmen

gar mannigfaltige Elemente in ihren Schöpfungskreis auf, und sind oft glücklich genug sie vollkommen zu beherrschen und zu verarbeiten. Gelingt aber ein solches Unternehmen nicht ganz, fühlt sich der Verstand nicht durchaus genöthigt, die Segel zu streichen, erlangen die Arbeiten nur eine solche Stufe, wo er ihnen noch etwas anhaben kann, so entsteht sogleich ein Loben und Tadeln des Einzelnen, und man glaubt vollkommene Werke dadurch vorzubereiten, wenn man die Elemente, woraus sie bestehn sollen, recht säuberlich sondert.

Die Franzosen haben einen Poeten du Bartas, den sie gar nicht mehr, oder nur mit Verachtung nennen. Er lebte von 1544 bis 1590, war Soldat und Weltmann, und schrieb zahllose Alexandriner. Wir Deutschen, die wir die Zustände jener Nation aus einem andern Gesichtspunkte ansehen, fühlen uns zum Lächeln bewegt, wenn wir in seinen Werken, deren Titel ihn als den Fürsten der französischen Dichter preis't, die sämmtlichen Elemente der französischen Poesie, freilich in wunderlicher Mischung, beisammen finden. Er behandelte wichtige, bedeutende, breite Gegenstände, wie z. E. die sieben Schöpfungstage, wobei er Gelegenheit fand, eine naive Anschauung der Welt und mannigfaltige Kenntnisse, die er sich in einem thätigen Leben erworben, auf eine darstellende, erzäh-

lende, beschreibende, didaktische Weise zu Markte zu bringen. Diese sehr ernsthaft gemeinten Gedichte gleichen daher sämmtlich gutmüthigen Parodieen und sind wegen ihres bunten Ansehens, dem Franzosen auf der jetzigen Höhe seiner eingebildeten Kultur äußerst verhaßt, anstatt daß, wie der Churfürst von Mainz das Rad, ein französischer Autor die sieben Tagewerke des du Bartas irgend symbolisirt im Wappen führen sollte.

Damit wir aber, bei einer aphoristischen Behandlung unsrer Aufsätze, nicht unbestimmt und dabei parador erscheinen; so fragen wir, ob nicht die ersten vierzig Verse des siebenten Schöpfungstages von du Bartas vortrefflich sind, ob sie nicht in jeder französischen Mustersammlung zu stehen verdienen, ob sie nicht die Vergleichung mit manchem schätzenswerthen neueren Produkt aushalten? Deutsche Kenner werden uns beistimmen und uns für die Aufmerksamkeit danken, die wir auf dieses Werk erregen. Die Franzosen aber werden wohl fortfahren, wegen der darin vorkommenden Wunderlichkeiten, auch das Gute und Treffliche daran zu verkennen.

Denn die immer anstrebende und zu Ludwig des XIV. Zeiten zur Reife gedeihende Verstandeskultur hat sich immerfort bemüht, alle Dicht- und Sprech-

arten genau zu sondern, und zwar so, daß man nicht etwa von der Form, sondern vom Stoff ausging, und gewisse Vorstellungen, Gedanken, Ausdrucksweisen, Worte aus der Tragödie, der Comödie, der Ode, mit welcher letztern Dichtart sie deshalb auch nie fertig werden konnten, hinauswies und andere dafür, als besonders geeignet, in jeden besondern Kreis aufnahm und für ihn bestimmte.

Man behandelte die verschiedenen Dichtungsarten wie verschiedene Societäten, in denen auch ein besonderes Betragen schicklich ist. Anders benehmen sich Männer, wenn sie allein unter sich, anders, wenn sie mit Frauen zusammen sind, und wieder anders wird sich dieselbe Gesellschaft betragen, wenn ein Vornehmer unter sie tritt, dem sie Ehrfurcht zu bezeigen Ursache haben. Der Franzose scheut sich auch keineswegs, bei Urtheilen über Produkte des Geistes von Convenancen zu sprechen, ein Wort, das eigentlich nur für die Schicklichkeiten der Societät gelten kann. Man sollte darüber nicht mit ihm rechten, sondern einzusehen trachten, in wie fern er recht hat. Man kann sich freuen, daß eine so geistreiche und weltkluge Nation dieses Experiment zu machen genöthigt war, es fortzusetzen genöthigt ist.

Aber im höheren Sinne kommt doch alles darauf an, welchen Kreis das Genie sich bezeichnet, in welchem

es wirken, was es für Elemente zusammen faßt, aus denen es bilden will. Hierzu wird es theils durch inneren Trieb und eigne Ueberzeugung bestimmt, theils auch durch die Nation, durch das Jahrhundert, für welche gearbeitet werden soll. Hier trifft das Genie freilich nur allein den rechten Punkt, sobald es Werke hervorbringt, die ihm Ehre machen, seine Mitwelt erfreuen und zugleich weiter fördern. Denn indem es seinen weiteren Lichtkreis in den Brennpunkt seiner Nation zusammendrängen möchte, so weiß es alle inneren und äußeren Vortheile zu benutzen und zugleich die genießende Menge zu befriedigen, ja zu überfüllen. Man gedenke Shak'speares und Calderon's! Vor dem höchsten ästhetischen Richterstuhle bestehen sie untadelhaft, und wenn irgend ein verständiger Sonderer, wegen gewisser Stellen, hartnäckig gegen sie klagen sollte, so würden sie ein Bild jener Nation, jener Zeit, für welche sie gearbeitet, lächelnd vorweisen und nicht etwa dadurch blos Nachsicht erwerben, sondern deshalb, weil sie sich so glücklich bequemen konnten, neue Lorbeeren verdienen.

Die Absonderung der Dicht- und Redarten liegt in der Natur der Dicht- und Redekunst selbst; aber nur der Künstler darf und kann die Scheidung unternehmen, die er auch unternimmt: denn er ist meist glücklich genug zu fühlen, was in diesen oder jenen

Kreis gehört. Der Geschmack ist dem Genie angeboren, wenn er gleich nicht bei jedem zur vollkommnen Ausbildung gelangt.

Daher wäre freilich zu wünschen, daß die Nation Geschmack hätte, damit sich nicht jeder einzeln nothdürftig auszubilden brauchte. Doch leider ist der Geschmack der nicht hervorbringenden Naturen verneinend, beengend, ausschließend und nimmt zuletzt der hervorbringenden Klasse Kraft und Leben.

Wohl findet sich bei den Griechen, so wie bei manchen Römern, eine sehr geschmackvolle Sonderung und Läuterung der verschiedenen Dichtarten, aber uns Nordländer kann man auf jene Muster nicht ausschließlich hinweisen. Wir haben uns anderer Voreltern zu rühmen, und haben manch anderes Vorbild im Auge. Wäre nicht durch die romantische Wendung ungebildeter Jahrhunderte das Ungeheure mit dem Abgeschmackten in Berührung gekommen, woher hätten wir einen Hamlet, einen Lear, eine Anbetung des Kreuzes, einen standhaften Prinzen?

Uns auf der Höhe dieser barbarischen Avantagen, da wir die antiken Vortheile wohl niemals erreichen werden, mit Muth zu erhalten, ist unsere Pflicht, zugleich aber auch Pflicht, dasjenige, was Andere

denken, urtheilen und glauben, was sie hervorbringen und leisten, wohl zu kennen und treulich zu schätzen.

507.

Mariveaux, geb. zu Paris 1688, gest. 1763. Die Geschichte seines erworbenen und wiederverlorenen Rufes ist die Geschichte so vieler Anderen, besonders bei dem französischen Theater.

Es giebt so viele Stücke, die zu ihrer Zeit sehr gut aufgenommen wurden, bei denen die französischen Kritiker selbst nicht begreifen, wie es zugegangen, und doch ist die Sache leicht erklärlich.

Das Neue hat als solches schon eine besondere Gunst. Nehme man dazu, daß ein junger Mann auftritt, der als ein Neuer das Neue liefert, der sich durch Bescheidenheit Gunst zu erwerben weiß, um so leichter als er nicht den höchsten Kranz davon zu tragen, sondern nur Hoffnungen zu erregen verspricht. Man nehme das Publikum, das jederzeit nur von augenblicklichen Eindrücken abhängt, das einen neuen Namen wie ein weißes Blatt ansieht, worauf man Gunst oder Ungunst nach Befinden schreiben kann, und man denke sich ein Stück mit einigem Talent geschrieben, von vorzüglichen

Schauspielern aufgeführt, warum sollte es nicht günstig aufgenommen werden? warum sollte es nicht sich und seinen Autor durch Gewohnheit empfehlen?

Selbst ein erster Mißgriff ist in der Folge zu verbessern, und wem es zuerst nicht ganz geglückt, kann sich durch fortdauerndes Bestreben in Gunst setzen und erhalten. Von jenem sowohl als diesem Fall kommen in der französischen Theatergeschichte mannigfaltige Beispiele vor.

Aber was unmöglich ist, zeigt sich auch. Unmöglich ist es, die Gunst der Menge bis ans Ende zu erhalten. Das Genie erschöpft sich, um so mehr das Talent. Was der Autor nicht merkt, merkt das Publikum. Er befriedigt selbst seine Gönner nicht mehr lebhaft. Neue Anforderungen an Gunst werden gemacht, die Zeit schreitet vor, eine frische Jugend wirkt und man findet die Richtung, die Wendung eines frühern Talentes veraltet.

Der Schriftsteller, der nicht selbst bei Zeiten zurückgetreten, der noch immer eine ähnliche Aufnahme erwartet, sieht einem unglücklichen Alter entgegen, wie eine Frau, die von den scheidenden Reizen nicht Abschied nehmen will.

In diese traurige Lage kam Mariveaux; er mochte sich mit der Allgemeinheit seines Geschicks nicht trösten, zeigte sich übellaunig und wird hier um deswillen von Diderot verspottet.

508.

Montesquieu, geb. 1689, gest. 1755. „Daß Montesquieu nur ein schöner Geist sei.“ Eine ähnliche Redensart ist oben schon bei d'Alembert angeführt worden.

Durch seine lettres persanes machte sich Montesquieu zuerst bekannt. Die große Wirkung, welche sie hervorbrachten, war ihrem Gehalt und der glücklichen Behandlung desselben gleich. Unter dem Vehikel einer reizenden Sinnlichkeit weiß der Verfasser seine Nation auf die bedeutendsten, ja die gefährlichsten Materien aufmerksam zu machen, und schon ganz deutlich kündigt sich der Geist an, welcher den Esprit des loix hervorbringen sollte. Weil er sich nun aber bei diesem seinen ersten Eintritt einer leichten Hülle bedient, so will man ihn denn auch nur, da er sie schon abgeworfen, nach ihr schätzen und ihm das weitere größere Verdienst halbkennerisch abläugnen.

509.

D'Olivet (Abbé), geb. 1682, gest. 1768. Bei den Jesuiten erzogen, beschäftigte er sich zuerst mit dem Cicero, den er auch übersetzte. Aufgenommen in die französische Akademie, gedachte er auch für die vaterländische Sprache etwas zu leisten, und hat ihr auf mehr denn eine Weise genutzt; doch ward er nun als Grammatiker, Prosodist, Neuerungsfeind, Purist und Rigorist, den Dichtern und Schriftstellern höchlich verhaßt, denen er, man muß es freilich gestehen, öfters Unrecht that, indem er ihnen die rechten Wege wieß.

510.

Palissot, geb. zu Nancy 1740. Eine von den mittleren Naturen, die nach dem Höheren streben, das sie nicht erreichen, und sich vom Gemeinen abziehen, das sie nicht los werden. Will man billig seyn, so darf man ihn unter die guten Köpfe rechnen. Es fehlt ihm nicht an Verstandesklarheit, an Lebhaftigkeit, an einem gewissen Talent; aber gerade diese Menschen sind es, die sich mancher Anmaßung schuldig machen. Denn indem sie alles nach einem gewissen, kleineren Maaßstabe messen, so fehlt ihnen der Sinn fürs Außerordentliche, und indem sie sich gegen das Gewöhnliche gerecht halten, werden sie ungerecht gegen das vorzügliche Verdienst, besonders Anfangs, wenn

es sich ankündigt. So vergriff sich Palissot an Rousseau, und es dient zu unserm Zwecke, dieser Händel, von ihrem ersten Ursprunge an, zu gedenken. König Stanislaus errichtete zu Nancy Ludwig dem XV. eine Statue. Am Feste der Weihung, den 6ten November 1755, sollte auch ein analoges Theaterstück gegeben werden. Palissot, dessen Talent in seiner Vaterstadt Zutrauen erregt haben mochte, erhielt hiezu den Auftrag. Anstatt nun, daß ein wahrer Dichter diese Gelegenheit zu einer edlen und würdigen Darstellung nicht unbenutzt gelassen hätte, suchte der gute Kopf durch ein kurzes allegorisches Vorspiel den glücklichen Stoff nur geschwinde los zu werden, worauf er hingegen ein Schubladenstück, der Zirkel, folgen ließ, worin er das, was seiner literarischen Kleinheit am nächsten lag, mit Selbstgefälligkeit behandelte.

Es erschienen nemlich in diesem Stücke übertriebene Poeten, anmaßliche Gönner und Gönnerinnen, gelehrte Frauen und dergleichen Personen, deren Urbilder nicht selten sind, sobald Kunst und Wissenschaft in das Leben einwirkt. Was sie nun Lächerliches haben mögen, wird hier bis ins Abgeschmackte übertrieben dargestellt, anstatt daß es immer schon dankenswerth ist, wenn Jemand Bedeutendes aus der Menge, eine Schöne, ein Reicher, ein Vornehmer am

Rechten und Guten theilnimmt, wenn es auch nicht auf die rechte Weise geschiehet.

Ueberhaupt gehört nichts weniger aufs Theater, als Literatur und ihre Verhältnisse. Alles, was in diesem Kreise webt, ist so zart und wichtig, daß keine Streitfrage aus demselben vor den Richterstuhl der gaffenden und staunenden Menge gebracht werden sollte. Man berufe sich nicht auf Moliere, wie Palissot und nach ihm andre gethan haben. Dem Genie ist nichts vorzuschreiben, es läuft glücklich wie ein Nachtwandler über die scharfen Gipfelrücken weg, von denen die wache Mittelmäßigkeit beim ersten Versuche herunterplumpt. Mit wie leichter Hand Moliere dergleichen Gegenstände berührt, wird nächstens anderswo zu entwickeln sein.

Nicht genug, daß Palissot seine literarischen Zunftverwandten vor Hof und Stadt durchzog, ließ er auch ein Fratzenbild Rousseau's auftreten, der sich zu jener Zeit, zwar parador aber doch würdig genug, angekündigt hatte. Was von den Sonderbarkeiten dieses außerordentlichen Mannes den Weltmenschen auffallen konnte, ward hier, keineswegs geistreich und heiter, sondern läppisch und mit bösem Willen vorgestellt, und das Fest zweier Könige pasquillantisch herabgewürdigt.

Auch blieb diese unschickliche Kühnheit für den Verfasser nicht ohne Folgen, ja sie hatte Einfluß auf sein ganzes Leben. Die Gesellschaft genie- und talentreicher Menschen, die man unter dem Namen der Philosophen oder Encyclopädisten bezeichnete, hatte sich schon gebildet und d'Alembert war ein bedeutendes Glied derselben. Er fühlte was ein solcher Ausfall, an einem solchen Tage, bei einer solchen Gelegenheit, für Folgen haben könne. Er lehnte sich mit aller Gewalt dagegen auf, und ob man gleich Palissoten nicht weiter beikommen konnte; so ward er doch als ein entschiedener Gegner jener großen Societät behandelt, und man wußte ihm auf mancherlei Weise das Leben sauer zu machen. Dagegen blieb er von seiner Seite nicht müßig.

Nichts ist natürlicher, als daß jene verbündete Anzahl außerordentlicher Männer, wegen dessen, was sie waren und was sie wollten, viele Widersacher finden mußten. Zu diesen schlug sich Palissot und schrieb das Lustspiel, die Philosophen, worüber der folgende Artikel nachzusehen.

511.

Die Philosophen.

Ein Lustspiel von Palissot, zum erstenmale den 2. Mai 1760, zu Paris aufgeführt.

Wie ein Schriftsteller sich ankündigt, fährt er meistentheils fort, und bei mittleren Talenten sind oft schon im ersten Werke alle die übrigen enthalten. Denn der Mensch, der in sich selbst eins und rund ist, kann auch in seinen Werken nur einen gewissen Kreis durchlaufen.

So waren auch Palissot's Philosophen nur eine Amplification jenes Feststückes zu Nancy. Er geht weiter, aber er sieht nicht weiter. Als ein beschränkter Widersacher eines gewissen Zustandes erblickt er keinesweges, worauf es im Allgemeinen ankommt, und bringt auf ein beschränktes, leidenschaftliches Publikum eine augenblickliche Wirkung hervor.

Erheben wir uns höher, so bleibt uns nicht verborgen, daß ein falscher Schein gewöhnlich Kunst und Wissenschaft begleitet, wenn sie in den Gang der Welt eintreten: denn sie wirken auf alle vorhandene Menschen und nicht etwa allein auf die vorzüglichsten des

Jahrhunderts. Oft ist die Theilnahme halbfähiger, anmaßlicher Naturen fruchtlos, ja schädlich. Der gemeine Sinn erschrickt über die falsche Anwendung höherer Maximen, wenn man sie mit der rohen Wirklichkeit unmittelbar in Verhältniß bringt.

Sodann haben alle zurückgezogene, nur für ein gewisses Geschäft wirksame Menschen vor der Welt ein fremdes Ansehen, das man gern lächerlich findet. Sie verbergen nicht leicht, daß sie auf das, worauf sie ihr Leben verwenden, einen großen Werth legen, und erscheinen dem, der die Bemühung nicht zu schätzen oder gegen das Verdienst, das sich vielleicht zu sehr fühlt, keine Nachsicht zu haben weiß, als übermüthig, grillenhaft und eingebildet.

Alles dieses entspringt aus der Sache, und nur der wäre zu loben, der solchen unvermeidlichen Uebeln dergestalt zu begegnen wüßte, daß der Hauptzweck nicht verfehlt würde und die höhern Wirkungen für die Welt nicht verloren gingen. Palissot aber will das Uebel ärger machen, er gedenkt eine Satyre zu schreiben, und gewissen bestimmten Individuen, deren Bild sich allenfalls verzerren läßt, in der öffentlichen Meinung zu schaden, und wie benimmt er sich?

Sein Stück ist in drei Acte kurz zusammengefaßt. Die Oekonomie desselben ist geschickt genug und zeigt von einem geübten Talente; allein die Erfindung ist mager, man sieht sich in dem ganz bekannten Raume der französischen Comödie. Nichts ist neu, als die Kühnheit ganz deutlich ausgesprochene Personalitäten auszubringen.

Ein wackerer Bürger hatte seine Tochter vor seinem Tode einem jungen Soldaten zugesagt, die Mutter aber ist nunmehr, als Wittwe, von der Philosophie eingenommen und will das Mädchen nur einem aus dieser Gilde zugestehen. Die Philosophen selbst erscheinen abscheulich, und doch in der Hauptsache so charakteristisch, daß man an ihre Stelle die Nichtswürdigen einer jeden Klasse setzen könnte.

Keiner von ihnen ist etwa durch Neigung, Gewohnheit oder sonst an die Frau und das Haus gebunden, keiner betrügt sich etwa über sie, oder hat sonst irgend ein menschliches Gefühl gegen dieselbe: das alles war dem Autor zu fein, ob er gleich genugsame Muster hiezu in dem sogenannten Bureau d' ésprit vor sich fand; verhaßt wollte er die Gesellschaft der Philosophen machen. Diese verachtet und verwünscht ihre Gönnerin auf das plumpeste. Die Herren kommen sämmtlich nur ins Haus, um ihrem

Freund Valere das Mädchen zu verschaffen. Sie versichern, daß keiner, so bald dieser Anschlag gelungen, die Schwelle je wieder betreten werde. Unter solchen Zügen soll man Männer, wie d'Alembert und Helvetius, wieder erkennen! Denken läßt sich, daß die von dem letztern aufgestellte Maxime des Eigennutzes wacker durchgezogen und als unmittelbar zum Taschendiebstahl führend vorgestellt werde. Zuletzt erscheint ein Hanswurst von Bedienten auf Händen und Füßen, mit einer Salatstaude, um den von Rousseau wünschenswerth geschilderten Naturzustand lächerlich zu machen. Ein aufgefangener Brief entdeckt die Gesinnungen der Philosophen gegen die Hausdame, und sie werden mit Beschämung fortgejagt.

Das Stück konnte sich, seinem technischen Verdienst nach, recht wohl in Paris sehen lassen. Die Versifikation ist nicht ungelenk, hie und da findet man eine geistreiche Wendung, durchaus aber ist der Apell an die Gemeinheit, jener Hauptkunstgriff derer, die sich dem Vorzüglichen widersetzen, unerträglich und verächtlich.

Wie Voltaire über diese Sache nicht sowohl dachte als schrieb, giebt über die damaligen Verhältnisse den besten Aufschluß. Wir übersetzen daher ein

Paar seiner Briefe an Palissot, der in seinen Antworten gegen jenen, die Zustände mit Freiheit und Klugheit, man möchte sagen mit Weisheit überschauenden Geist, eine sehr beschränkte, rechthaberische, subalterne Rolle spielt.

512.

Voltaire an Palissot.

„Mögt Ihr doch selbst Euer Gewissen prüfen, und untersuchen, ob Ihr gerecht seid, indem Ihr die Herren d'Alembert, Duclos, Diderot, Helvetius, den Chevalier de Jaucourt und tutti quanti wie Schurken vorstellt, die im Taschendiebstahl unterrichten."

„Noch einmal. Sie haben auf Eure Kosten in ihren Schriften lachen wollen, und ich finde recht gut, daß Ihr auf die ihrigen lacht. Aber beim Himmel! der Spaß ist zu stark. Wären Sie, wie Ihr sie schildert, man müßte sie auf die Galeeren schicken, welches keineswegs ins komische Genre paßt. Ich rede gerade zu. Die Männer die Ihr entehren wollt, gelten für die wackersten Leute in der Welt, und ich weiß nicht, ob ihre Rechtschaffenheit nicht noch größer ist, als ihre Philosophie. Ich sage Euch offenherzig: ich

kenne nichts ehrwürdiger als Herrn Helvetius, der 200,000 Livres Einkünfte aufgeopfert hat, um sich in Frieden der Wissenschaft zu widmen. Hat er in einem dicken Buche ein halbes Dutzend verwegne und übelklingende Sätze vorgebracht; so hat es ihn genug gereuet, ohne daß Ihr nöthig hättet, seine Wunden auf dem Theater wieder aufzureißen. Herr Duclos, Sekretair der ersten Akademie des Königreichs, scheint mir viel mehr Achtung zu verdienen, als Ihr ihm bezeigt. Sein Buch über die Sitten ist keinesweges ein schlechtes Buch, besonders ist es das Buch eines rechtschaffenen Mannes. Mit einem Worte, diese Herren, haben sie Euch öffentlich beleidigt? Mir scheint es nicht. Warum beleidigt Ihr sie denn auf so grausame Weise?"

„Ich kenne Herrn Diderot gar nicht, ich habe ihn niemals gesehen. Ich weiß nur, daß er unglücklich und verfolgt war, und schon darum allein sollte Euch die Feder aus der Hand fallen."

„Uebrigens betrachte ich das Unternehmen der Encyclopädie als das schönste Denkmal, das man zu Ehren der Wissenschaften aufrichten konnte. Es befinden sich darin bewundernswerthe Artikel, nicht allein von Herrn d'Alembert, von Herrn Diderot, von Herrn Ritter Jaucourt, sondern auch von

vielen anderen Personen, die ohne an Ruhm oder Vortheil zu denken, sich ein Vergnügen machten, an diesem Werke zu arbeiten.“

„Es giebt auch freilich jämmerliche Artikel darin, und vielleicht sind die meinigen darunter; aber das Gute überwiegt so unendlich das Schlechte, und ganz Europa wünscht die Fortsetzung der Encyclopädie. Die ersten Bände sind schon in mehrere Sprachen übersetzt, warum denn auf dem Theater sich über ein Werk aufhalten, das zum Unterrichte der Menschen und zum Ruhme der Nation unentbehrlich ist? —“

„Ihr macht mich rasend, mein Herr! Ich hatte mir vorgenommen über alles zu lachen, in meiner stillen Eingezogenheit, und Ihr macht mich traurig, überhäuft mich mit Höflichkeiten, Lobreden, Freundschaft; aber ihr macht mich erröthen, wenn Ihr drucken laßt, daß ich denen, die Ihr angreift, überlegen bin. Ich glaube wohl, daß ich bessere Verse mache, wie sie, und daß ich ungefähr eben so viel Geschichte weiß; aber bei meinem Gott, bei meiner Seele, ich bin kaum ihr Schüler in dem Uebrigen, so alt ich bin. — Noch einmal, Diderot kenne ich nicht, ich habe ihn nie gesehen. Aber er hatte mit Herrn d'Alembert ein unsterb=

liches Werk unternommen, ein nothwendiges Werk, das ich täglich befrage. Außerdem war dieses Werk ein Gegenstand von 300,000 Thalern im Buchhandel. Man übersetzt es in drei bis vier Sprachen. Questa rabbia detta gelosia waffnet sich nun gegen dieses der Nation werthe Denkmal, woran mehr als funfzig Personen von Bedeutung Hand anzulegen sich beeiferten."

„Ein Abraham Chaumeix unternimmt eine Schrift gegen die Encyclopädie herauszugeben, worin er die Autoren sagen läßt, was sie nicht gesagt haben, vergiftet, was sie gesagt haben, und gegen das argumentirt, was sie noch sagen werden. Er citirt die Kirchenväter so falsch, als er das Dictionär citirt."

„Und in diesen gehässigen Umständen schreibt Ihr Eure Comödie gegen die Philosophen. Ihr durchbohrt sie, da sie sich schon sub gladio befinden. Ihr sagt mir: Moliere habe Cotin und Menage durchgezogen. Sei's; aber er sagte nicht, daß Cotin und Menage eine verwerfliche Moral lehrten, und Ihr beschuldigt alle diese Herren abscheulicher Maximen, in Euerem Stück und Eurer Vorrede. Ihr versichert mir, daß Ihr den Herrn Chevalier de Jaucourt nicht angeklagt habt, und doch ist er der Verfasser des Artikels „Gouvernement." Sein Name steht in großen

Buchstaben am Ende des Artikels. Ihr bringt einige Züge an, die ihm großen Schaden thun können, entkleidet von allem, was vorhergeht, und was folgt, aber, was im Ganzen genommen des Cicero, de Thou und Grotius werth ist. — Ihr wollt eine Stelle der vortrefflichen Vorrede des Herrn d'Alembert zur Encyclopädie verhaßt machen, und es ist kein Wort von dieser Stelle darin. Ihr bürdet Herrn Diderot auf, was in den jüdischen Briefen steht. Gewiß hat Euch irgend ein Abraham Chaumeix Auszüge mitgetheilt und Euch betrogen."

„Ihr thut mehr. Ihr fügt zu Eurer Anklage der rechtschaffensten Männer, Abscheulichkeiten aus irgend einer Brochüre, die den Titel führt: La Vie heureuse. Ein Narr, Namens Lametrie, schrieb sie einmal zu Berlin, da er trunken war, vor mehr als 12 Jahren. Diese Abgeschmacktheit des Lametrie's, die auf immer vergessen war und die Ihr wieder belebt, hat nicht mehr Verhältniß zur Philosophie und Encyclopädie, als ein liederliches Buch mit der Kirchengeschichte, und doch verbindet Ihr alle diese Anklagen zusammen. Was entsteht daraus? Euer Angeben kann in die Hände eines Fürsten fallen, eines Ministers, einer wichtigen Magistratsperson. Man hat wohl Zeit flüchtig Eure Vorrede zu lesen, aber nicht die unendlichen Werke zu vergleichen."

513.

Piron, geb. 1689, gest. 1773, war einer der besten, geistreichsten Gesellschafter, und auch in seinen Schriften zeigt sich der heitere freie Ton, anziehend und belebend.

Die französischen Kritiker beklagen sich, daß man bei Sammlung seiner Werke nicht streng genug verfahren. Man hätte, meinen sie, manches davon der Vergessenheit übergeben sollen.

Diese Anmaßung der Kritik erscheint ganz lächerlich, wenn wir die große Masse unbedeutender Bücher aufgestellt sehen, die doch alle der Nachwelt angehören und die kein Bibliothekar zu verbannen das Recht hat. Warum will man uns die Uebungsstücke, die geistreichen und leichten Kompositionen eines guten Kopfes vorenthalten?

Und gerade diese leichteren Arbeiten sind es, wodurch man Piron am ersten liebgewinnt. Er war ein trefflicher, kraftvoller Kopf, und hatte, in einer Provinzstadt geboren und erzogen, nachher in Paris bei kümmerlichem Unterhalt, sich mehr aus sich selbst entwickelt, als daß er die Vortheile, die ihm das Jahrhundert anbot, zu seiner Bildung hätte benutzen kön-

nen. Daher findet sich bei seinen ersten Arbeiten immer etwas wegzuwünschen.

Wir läugnen nicht, daß er uns da fast am meisten interessirt, wo er sein Talent zu äußeren Zwecken gelegentlich zum Besten giebt. Wie Gozzi, obgleich nicht mit solcher Macht und in solcher Breite, nimmt er sich bedrängter oder beschränkter Theater an, arbeitet für sie, macht ihnen Ruf und ist vergnügt etwas Unerwartetes geleistet zu haben.

Man weiß, daß in Paris die Schauspiele scharf von einander gesondert waren, jedes Theater hatte ein bestimmtes, umschriebenes Prievilegium auf diese oder jene Darstellungsart. So erlangte noch ein Künstler, da alle übrigen Formen schon vergeben waren, die Erlaubniß Monodramen im strengsten Sinne aufzuführen. Andere Figuren durften wohl noch auf dem Thater erscheinen, er aber allein durfte handeln und reden. Für diesen Mann arbeitete Piron, und mit Glück. Dank sei es den Herausgebern, daß wir diese Kleinigkeiten noch besitzen, deren uns die pharisäischen und schriftgelehrten Kritiker wohl gern beraubt hätten.

Auch in den Vaudeville-Stücken zeigte sich Piron sehr geistreich. Das gelegentliche Ergreifen einer

Melodie, deren erster Text mit dem neuen Text in einem neckischen Verhältnisse steht, gelang ihm vortrefflich und seine Arbeiten dieser Art haben viel Vorzügliches.

So unglücklich es nun auch Piron im Anfange ging, daß er das ekle Publikum durch keines seiner für das regelmäßige französische Theater geschriebenen Stücke befriedigen konnte, so glücklich war er mit seiner Metromanie. Er wußte in demselben seine Landsleute dergestalt von der schwachen Seite zu fassen, daß sein Stück, sogleich bei seiner Erscheinung und noch lange Jahre nachher, fortdauernd überschätzt wurde. Man setzte es den Molierischen an die Seite, mit denen es sich denn doch auf keine Weise messen kann. Doch kommt man freilich, nach und nach, auch in Frankreich auf die Spur, dieses Stück nach seinem wahren Werthe zu schätzen.

Ueberhaupt war nichts für die Franzosen schwerer, als einen Mann wie Piron zu rangiren, der bei einem vorzüglichen und gerade seiner Nation zusagenden Talente, in seinen meisten Arbeiten so viel zu wünschen übrig ließ. Seine Bahn war von Jugend auf excentrisch; ein gewaltsam unanständiges Gedicht nöthigte ihn, aus seiner Vaterstadt zu fliehen und sich neun Jahre in Paris kümmerlich zu behelfen. Sein

ungebundenes Wesen verläugnete er nie ganz, seine lebhaften, oft egoistischen Ausfälle, seine treffenden Epigramme, Geist und Heiterkeit, die ihm durchaus zu Gebote standen, machten ihn allen Mitlebenden in dem Grade werth, daß er, ohne lächerlich zu scheinen, sich mit dem weit überlegenen Voltaire vergleichen und nicht nur als Gegner, sondern auch als Rival auftreten durfte.

Was übrigens die ihren Piron genugsam schätzenden Franzosen von ihm auch immer Gutes sagen können, schließt sich immer mit dem Refrain, den Diderot schon hier als eine gewöhnliche Redensart aufgeführt: „Was den Geschmack betrifft, von dem hat Euer Piron auch nicht die mindeste Ahndung.“

514.

Poinsinet, geb. zu Fontaineblau 1735, gest. 1769. Es giebt in der Literatur, wie in der Gesellschaft, solche kleine, wunderliche, purzliche Figuren, die mit einem gewissen Talent begabt, sehr zu- und vordringlich sind, und indem sie leicht von Jedem übersehen werden, Gelegenheit zu allerlei Unterhaltung gewähren.

Indessen gewinnen diese Personen doch immer genug dabei; sie leben, wirken, werden genannt und es fehlt ihnen nicht an guter Aufnahme. Was ihnen mißglückt, bringt sie nicht aus der Fassung, sie sehen es als einen einzelnen Fall an, und hoffen von der Zukunft die besten Erfolge.

Eine solche Figur ist Poinsinet in der französischen literarischen Welt. Bis zum Unglaublichen geht, was man mit ihm vorgenommen, wozu man ihn verleitet, wie man ihn mystificirt, und selbst sein trauriger Tod, indem er in Spanien ertrank, nimmt nichts von dem lächerlichen Eindruck, den sein Leben machte, hinweg; so wie der Frosch des Feuerwerkers dadurch nicht zu einer Würde gelangt, daß er, nachdem er lange genug geplatzert hat, mit einem stärkeren Knalle endet.

515.

Rameau, geb. zu Dijon 1683, gest. zu Paris 1764. Nachstehendes Urtheil Rousseau's über die Rameau'schen Verdienste, trifft mit Diderot's Aeußerungen genau zusammen und ist geschickt, unseren Lesern die Uebersicht der Hauptfrage zu erleichtern.

„Die theoretischen Werke Rameau's haben das sonderbare Schicksal, daß sie ein großes Glück machten, ohne daß man sie gelesen hatte, und man wird sie jetzt noch viel weniger lesen, seitdem Herr d'Alembert sich die Mühe gegeben, die Lehre dieses Verfassers im Auszuge mitzutheilen. Gewiß werden die Originale dadurch vernichtet werden, und wir werden uns dergestalt entschädigt finden, daß wir sie keinesweges vermissen. Diese verschiedenen Werke enthalten nichts Neues, noch Nützliches, als das Princip des Grundbasses; aber es ist kein kleines Verdienst, einen Grundsatz, wäre er auch willkührlich, in einer Kunst festzusetzen, die sich dazu kaum zu bequemen schien, und die Regeln dergestalt erleichtert zu haben, daß man das Studium der Komposition, wozu man sonst zwanzig Jahre brauchte, gegenwärtig in einigen Monaten vollbringen kann. Die Musiker haben Herrn Rameau's Entdeckung begierig ergriffen, indem sie solche zu verachten scheinen wollten. Die Schüler haben sich mit unglaublicher Schnelligkeit vervielfältiget. Man sah von allen Seiten kleine, zweitägige Komponisten, die meisten ohne Talente, welche nun, auf Unkosten ihres Meisters, die Lehrer spielten, und auf diese Weise haben die großen reellen und gründlichen Dienste, welche Herr Rameau der Musik geleistet, zu gleicher Zeit die Unbequemlichkeit herbeigeführt, daß Frankreich sich von schlechter Musik und

schlechten Musikern überschwemmt sah, weil Jeder schon glaubte, alle Feinheit der Kunst einzusehen, sobald er mit den Elementen bekannt war, und alle nun Harmonieen erfinden wollten, ehe die Erfahrung ihrem Ohre die gute zu unterscheiden, gelehrt hatte."

„Was die Opern des Herrn Rameau betrifft, so hat man ihnen zuerst die Verbindlichkeit, daß sie das lyrische Theater über die gemeinen Bretter erhuben. Er hat kühn den kleinen Zirkel der sehr kleinen Musik durchbrochen, innerhalb dessen unsere kleinen Musiker sich, seit dem Tode des großen Lulli, immer herumtreiben, daß, wenn man auch ungerecht genug sein wollte, Herrn Rameau außerordentliche Talente abzusprechen, man doch gestehen müßte, daß er ihnen einigermaßen die Laufbahn eröffnet, daß er künftige Musiker in den Stand gesetzt, die ihrigen ungestraft zu entwickeln, welches fürwahr kein geringes Unternehmen ist. Er hat die Dornen gefühlt, seine Nachfolger pflücken die Rosen."

„Man beschuldigt ihn sehr leichtsinnig, wie mir scheint, nur schlechte Texte komponirt zu haben: denn wenn dieser Vorwurf einigen Sinn haben sollte; so müßte man zeigen, daß er sich in dem Falle befunden, wählen zu können. Wollte man denn lieber, daß er gar nichts gemacht hätte? Weit gegründeter ist der

Vorwurf, daß er seinen Text nicht immer verstanden, daß er die Absicht des Poeten übel gefaßt, oder nicht etwas Schicklicheres an die Stelle gesetzt, daß er vieles widersinnig ausgedrückt. Es war nicht seine Schuld, daß er schlechte Texte bearbeitete; aber man kann zweifeln, daß er bessere genugsam ins Licht gestellt hätte. Gewiß steht er, von Seiten des Geistes und der Einsicht, weit unter Lulli, ob er gleich ihm, von Seiten des Ausdrucks, fast vorzuziehen ist."

„Man muß in Herrn Rameau ein sehr großes Talent anerkennen, viel Feuer, einen wohlklingenden Kopf, eine große Kenntniß harmonischer Umkehrungen und aller Mittel, die Wirkung hervorbringen; man muß ihm die Kunst zugestehen, sich fremde Ideen zuzueignen, ihre Natur zu verändern, sie zu verzieren, zu verschönern und seine eigenen auf vielfältige Weise umzudrehen. Dagegen hatte er weniger Leichtigkeit neue zu erfinden; mehr Geschicklichkeit als Fruchtbarkeit, mehr Wissen als Genie, oder wenigstens ein Genie erstickt durch zu vieles Wissen; aber immer Stärke, Zierlichkeit und sehr oft einen schönen Gesang."

„Sein Recitativ ist nicht so natürlich, aber viel mannigfaltiger als das des Lulli, in wenigen Scenen bewundernswerth, übrigens schlecht fast durchaus.

Vielleicht ist dies eben so sehr der Fehler der Gattung, als der seinige. Denn sehr oft, weil er sich der Deklamation zu sehr unterwarf, ward sein Gesang barok und seine Uebergänge hart. Hätte er die Kraft gehabt, das wahre Recitativ zu fassen und bis unter die Schaafheerde zu bringen; so glaube ich, er hätte das Vortreffliche leisten können."

„Er ist der erste, der Symphonieen und reiche Begleitungen gemacht hat; aber er ist darin zu weit gegangen. Das Orchester der Oper glich vor seiner Zeit einer Truppe blinder Musikanten, die von der fallenden Sucht ergriffen werden. Er hat ihnen einige Freiheit gegeben, und sie versichern, daß sie jetzt etwas auszuführen wissen; aber ich sage, diese Leute werden niemals weder Geschmack noch Seele zeigen. Es ist immer noch nichts, beisammen zu sein, stark oder leise zu spielen, und dem Akteur zu folgen, die Töne stärker, sanfter, gehaltener, flüchtiger vortragen, wie es der gute Geschmack oder der Ausdruck verlangt; — den Geist einer Begleitung fassen, die Stimmen tragen und heben, das ist die Kunst aller Orchester der Welt, nur nicht unseres Opernorchesters."

„Und ich sage, Herr Rameau hat dieses Orchester, es sei wie es will, mißbraucht; er machte die Begleitungen so verworren, so überladen, so häufig,

daß einem der Kopf springen möchte bei dem unendlichen Gelärme der verschiedenen Instrumente, während der Aufführung seiner Opern, die man mit Vergnügen hören würde, wenn sie die Ohren weniger betäubten. Daher kommt es, daß das Orchester, weil es immer im Spiel ist, nicht ergreift, nicht trifft und fast immer seine Wirkung verfehlt. Eigentlich muß nach einer recitirten Scene ein unerwarteter Bogenstrich den zerstreutesten Zuhörer aufwecken, ihn auf die Bilder aufmerksam machen, die ihm der Verfasser darstellen will, ihn zu den Gefühlen vorbereiten, die er in ihm erregen will, und das wird kein Orchester leisten, das nicht aufhört zu kratzen."

„Ein anderer, noch stärkerer Grund gegen die überladenen Begleitungen ist, daß sie gerade das Gegentheil von dem bewirken, was sie hervorbringen sollten. Anstatt die Aufmerksamkeit des Zuschauers angenehmer festzuhalten, so theilen sie solche, um sie zu zerstören. Ehe man mich beredet, daß drei oder vier Motive, durch drei oder vier Instrumente übereinander gehäuft, etwas Lobenswürdiges seien, so muß man mir erst beweisen, daß drei oder vier Handlungen in einer Comödie nöthig sind. Alle diese beliebten Feinheiten der Kunst, diese Nachahmungen, diese Doppelmotive, diese gezwungenen Bässe, diese Gegenfugen sind nur ungestaltete Ungeheuer, Denk-

male des schlechten Geschmacks, die man in die Klöster verweisen soll; dort mag ihre letzte Zuflucht sein."

„Um schließlich nochmals auf Herrn Rameau zu kommen, so denke ich, Niemand hat besser, als er, den Geist des Einzelnen gefaßt, Niemand hat besser die Kunst der Kontraste verstanden; aber zu gleicher Zeit hat er seinen Opern jene glückliche und so sehr gewünschte Einheit nicht zu geben gewußt, und er konnte nicht dazu gelangen, ein gutes Werk aus vielen guten, wohl arrangirten Stücken zusammenzusetzen."

516.

Rameau's Neffe.

Das bedeutende Werk, welches wir unter diesem Titel dem deutschen Publikum übergeben, ist wohl unter die vorzüglichsten Arbeiten Diderot's zu rechnen. Seine Nation, ja sogar seine Freunde warfen ihm vor, er könne wohl vortreffliche Seiten, aber kein vortreffliches Ganze schreiben. Dergleichen Redensarten sagen sich nach, pflanzen sich fort, und das Verdienst eines trefflichen Mannes bleibt ohne weitre Untersuchung geschmälert. Diejenigen, die also urtheilen, hatten wohl den Jacque le fataliste nicht gelesen;

und auch gegenwärtige Schrift giebt ein Zeugniß, wie glücklich er die heterogensten Elemente der Wirklichkeit in ein ideales Ganze zu vereinigen wußte. Man mochte übrigens als Schriftsteller von ihm denken, wie man wollte, so waren doch Freunde und Feinde darin einverstanden, daß Niemand ihn, bei mündlicher Unterhaltung, an Lebhaftigkeit, Kraft, Geist, Mannigfaltigkeit und Anmuth übertroffen habe.

Indem er also für die gegenwärtige Schrift eine Gesprächsform wählte, setzte er sich selbst in seinen Vortheil, brachte ein Meisterwerk hervor, das man immermehr bewundert, jemehr man damit bekannt wird. Die rednerische und malerische Absicht desselben ist mannigfaltig. Erst bietet er alle Kräfte des Geistes auf, um Schmeichler und Schmarotzer in dem ganzen Umfang ihrer Schlechtigkeit zu schildern, wobei denn ihre Patrone keinesweges geschont werden. Zugleich bemüht sich der Verfasser, seine literarischen Feinde als eben dergleichen Heuchler- und Schmeichlervolk zusammenzustellen, und nimmt ferner Gelegenheit, seine Meinung und Gesinnung über französische Musik auszusprechen.

So heterogen dieses letzte Ingrediens zu den vorigen scheinen mag, so ist es doch der Theil, der dem Ganzen Halt und Würde giebt: denn indem sich in

der Person von Rameau's Neffen, eine entschieden abhängige, zu allem Schlechten auf äußeren Anlaß fähige Natur ausspricht, und also unsere Verachtung, ja sogar unseren Haß erregt; so werden doch diese Empfindungen dadurch gemildert, daß er sich als ein nicht ganz talentloser, phantastisch-praktischer Musikus manifestirt. Auch in Absicht der poetischen Komposition gewährt dieses, der Hauptfigur angeborne Talent, einen großen Vortheil, indem der als Repräsentant aller Schmeichler und Abhänglinge geschilderte, ein ganzes Geschlecht darstellender Menschen, nunmehr als Individuum, als besonders bezeichnetes Wesen, als ein Rameau, als ein Neffe des großen Rameau's lebt und handelt.

Wie vortrefflich diese von Anfang angelegte Fäden in einander geschlungen sind, welche köstliche Abwechselung der Unterhaltung aus diesem Gewebe hervorgeht, wie das Ganze, troß jener Allgemeinheit, womit ein Schuft einem ehrlichen Mann entgegengestellt ist, doch aus lauter wirklichen, Pariser, Elementen zusammengesetzt erscheint, mag der verständige Leser und Wiederleser selbst entdecken. Denn das Werk ist so glücklich aus- und durchgedacht, als erfunden. Ja selbst die äußersten Gipfel der Frechheit, wohin wir ihm nicht folgen durften, erreicht es mit zweckmäßigem Bewußtsein. Möge dem Besitzer des französischen

Originals gefallen, dem Publikum auch dieses baldigst mitzutheilen; als das klassische Werk eines abgeschiedenen, bedeutenden Mannes mag alsdann sein Ganzes in völliger unberührter Gestalt hervortreten.

Eine Untersuchung, zu welcher Zeit das Werk wahrscheinlich geschrieben worden, möchte wohl hier nicht am unrechten Platze stehn. Von dem Lustspiele Palissot's, die Philosophen, wird als von einem erst erschienenen Werke gesprochen. Dieses Stück wurde zum ersten Mal den 2. Mai 1760 in Paris aufgeführt. Die Wirkung einer solchen öffentlichen, persönlichen Satyre mag auf Freunde und Feinde in der so lebhaften Stadt groß genug gewesen sein.

In Deutschland haben wir auch Fälle, wo Mißwollende, theils durch Flugschriften, theils vom Theater herab, Anderen zu schaden gedenken. Allein wer nicht von augenblicklicher Empfindlichkeit gereizt wird, darf die Sache nur ganz geruhig abwarten, und so ist in kurzer Zeit alles wieder im Gleise, als wäre nichts geschehen. In Deutschland haben sich vor der persönlichen Satyre nur die Anmaßlichkeit und das Scheinverdienst zu fürchten. Alles Aechte, es mag angefochten werden, wie es will, bleibt der Nation im Durchschnitt werth, und man wird den gesetzten Mann,

wenn sich die Staubwolken verzogen haben, vor wie nach auf seinem Wege gewahr.

Hat also der Deutsche nur mit Ernst und Redlichkeit sein Verdienst zu steigern, wenn er von der Nation früher oder später begriffen sein will; so kann er dies auch um so gelassener abwarten, weil bei dem u n zusammenhängenden Zustande unseres Vaterlandes, jeder in seiner Stadt, in seinem Kreise, seinem Hause, seinem Zimmer ungestört fortleben und arbeiten kann, es mag draußen übrigens stürmen wie es will. Jedoch in Frankreich ist es ganz anders. Der Franzose ist ein geselliger Mensch, er lebt und wirkt, er steht und fällt in Gesellschaft. Wie sollte es sich eine französische, bedeutende Societät in Paris, an die sich so viele angeschlossen hatten, die von so wichtigem Einfluß war; wie sollte sie sich gefallen lassen, daß mehrere ihrer Glieder, ja sie selbst schimpflich ausgestellt und an dem Orte ihres Lebens und Wirkens lächerlich, verdächtig, verächtlich gemacht würde? Eine gewaltsame Gegenwirkung war von ihrer Seite zu erwarten.

Das Publikum, im Ganzen genommen, ist nicht fähig irgend ein Talent zu beurtheilen: denn die Grundsätze, wonach es geschehen kann, werden nicht mit uns geboren, der Zufall überliefert sie nicht; durch Uebung und Studium allein, können wir dazu

gelangen; aber sittliche Handlungen zu beurtheilen, dazu giebt jedem sein eigenes Gewissen den vollständigsten Maaßstab, und jeder findet es behaglich diesen nicht an sich selbst, sondern an einem Anderen anzulegen. Deshalb sieht man besonders Literatoren, die ihren Gegnern vor dem Publikum schaden zu wollen, ihnen moralische Mängel, Vergehungen, muthmaßliche Absichten und wahrscheinliche Folgen ihrer Handlungen vorwerfen. Der eigentliche Gesichtspunkt, was einer als talentvoller Mann dichtet oder sonst leistet, wird verrückt, und man zieht diesen, zum Vortheile der Welt und der Menschen, besonders begabten vor den allgemeinen Richterstuhl der Sittlichkeit, vor welchen ihn eigentlich nur seine Frau und Kinder, seine Hausgenossen, allenfalls Mitbürger und Obrigkeit, zu fordern hätten. Niemand gehört als sittlicher Mensch der Welt an. Diese schönen, allgemeinen Forderungen mache jeder an sich selbst; was daran fehlt, berichtige er mit Gott und seinem Herzen, und von dem, was an ihm wahr und gut ist, überzeuge er seine Nächsten. Hingegen als das, wozu ihn die Natur besonders gebildet, als Mann von Kraft, Thätigkeit, Geist und Talent gehört er der Welt. Alles Vorzügliche kann nur für einen unendlichen Kreis arbeiten, und das nehme denn auch die Welt mit Dank an und bilde sich nicht ein, daß sie befugt sei, in irgend einem anderen Sinne zu Gericht zu sitzen.

Indessen kann man nicht läugnen, daß sich Niemand gern des löblichen Wunsches erwehrt, zu großen Vorzügen des Geistes und Körpers, auch Vorzüge der Seele und Herzens gesellt zu finden; und dieser durchgängige Wunsch, wenn er auch so selten erfüllt wird, ist ein klarer Beweis von dem unabläßigen Streben zu einem untheilbaren Ganzen, welches der menschlichen Natur, als ihr schönstes Erbtheil, angeboren ist.

Dem sei nun wie ihm wolle, so finden wir, indem wir zu unseren französischen Streitern zurückkehren, daß, wenn Palissot nichts versäumte, seine Gegner im moralischen Sinne herabzusetzen, Diderot in vorliegender Schrift Alles anwendet, was Genie und Haß, was Kunst und Grille vermögen, um diesen Gegner als den verworfensten Sterblichen darzustellen.

Die Lebhaftigkeit, womit dieses geschiehet, würde vermuthen lassen, daß der Dialog in der ersten Hitze, nicht lange nach der Erscheinung des Lustspiels der Philosophen geschrieben worden, um so mehr, als noch von dem älteren Rameau darin, als von einem lebenden, wirkenden Manne gesprochen wird, welcher 1764, gestorben ist. Hiermit trifft überein, daß die fausse confiance des le Bret, deren als eines miß=

rathenen Stückes gedacht wird, im Jahre 1763, herausgekommen.

Spottschriften, wie die gegenwärtige, mögen damals vielfach erschienen sein, wie aus des Abbé Morellet Vision de Charles Palissot und anderen erhellet. Sie sind nicht alle gedruckt worden, und auch das bedeutende Diderotische Werk ist lange im Verborgenen geblieben.

Wir sind weit entfernt, Palissot für den Bösewicht zu halten, als der er im Dialog aufgestellt wird. Er hat sich als ein ganz wackerer Mann, selbst durch die Revolution durch, erhalten, lebt wahrscheinlich noch und scherzt in seinen kritischen Schriften, in denen sich der gute, durch eine lange Reihe von Jahren ausgebildete Kopf nicht verkennen läßt, selbst über das schreckliche Fratzenbild, das seine Widersacher von ihm aufzustellen bemüht gewesen.

517.

Tencin (Madame de).

Bei der geselligen Natur der Franzosen mußten die Frauen bald ein großes Uebergewicht in der Societät erhalten, indem sie doch immer als Präsiden-

tinnen anzusehen sind, die, bei der Leidenschaftlichkeit und Einseitigkeit der Männer, durch einen gewissen, allgemeinen Ton des Anstandes und der Duldung, einer Zusammenkunft von bedeutenden Menschen Haltung und Dauer zu geben wissen.

Madame de Tencin ist eigentlich die Stifterin der neuern Pariser Gesellschaften, welche sich unter den Augen merkwürdiger Frauen versammelten.

Im geselligen und thätigen Leben entwickelte sie die größten Vorzüge; sie verbarg unter der äußeren, unscheinbaren Hülle einer gutmüthigen Gevatterin, die tiefste Menschenkenntniß und das größte Geschick in weltlichen Dingen zu wirken.

Diderot legt kein geringes Zeugniß ihrer Verdienste ab, indem er sie unter den größten Geistern mit aufzählt.

Eine genauere Schilderung ihrer und ihrer Nachfolgerinnen, Madame Geoffrin, Dessessarts, du Deffaut, Mademoiselle d'Espinasse, würde einen schönen Beitrag zur Menschen- und besonders zur Franzosen-Kenntniß geben. Marmontel hat in seinen Memoires hierzu sehr viel geleistet.

518.

Tencin (Kardinal), geb. 1679, starb im 80sten Jahre. Er stand mit Law in Verbindung, ward Minister, wie man behauptet, durch die Geschicklichkeit seiner Schwester, und ließ seine Geistesfähigkeiten in zweideutigem Rufe, als er sich zurückzog. Diderot scheint unter die zu gehören, die günstig von ihm urtheilen.

519.

Trüblet (Abbé), geb. zu St. Malo 1697, gest. 1770. Fontenelle und la Motte, zwei Männer von Talent und Geist, jedoch mehr zur Prosa als zur Poesie geneigt, gedachten die erstere auf Kosten der letztern zu erheben, und konnten doch immer eine Zeitlang den Theil des Publikums, der sich selbst äußerst prosaisch fühlt, so wenig er auch die Poesie entbehren kann, für ihre Meinung gewinnen.

Der Abbé Trüblet, ein Mann von einigen literarischen Verdiensten, schlug sich auf ihre Seite, und brachte überhaupt sein Leben in Beschauung und Anbetung dieser beiden Männer zu. Er hatte viel von Voltaire's feindseligem Muthwillen zu leiden, gelangte aber doch, nach fünf und zwanzigjährigem

Harren, obgleich anerkannt mittelmäßig, zu dem Glück durch Begünstigung des Hofes in die Akademie aufgenommen zu werden.

520.

Voltaire, geb. 1694, gest. 1778. Wenn Familien sich lange erhalten, so kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenschaften seiner sämmtlichen Ahnherren in sich begreift, und alle bisher vereinzelten und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausspricht. Eben so geht es mit Nationen, deren sämmtliche Verdienste sich wohl einmal, wenn es glückt, in einem Individuum aussprechen. So entstand in Ludwig dem XIV. ein französischer König im höchsten Sinne, und eben so in Voltaire der höchste unter den Franzosen denkbare, der Nation gemäßeste Schriftsteller.

Die Eigenschaften sind mannigfaltig, die man von einem geistvollen Manne fordert, die man an ihm bewundert, und die Forderungen der Franzosen sind hierin, wo nicht größer, doch mannigfaltiger als die anderer Nationen.

Wir setzen den bezeichneten Maaßstab, vielleicht ganz vollständig und freilich nicht methodisch genug gereihet, zu heiterer Uebersicht hieher.

Tiefe, Genie, Anschauung, Erhabenheit, Naturell, Talent, Verdienst, Adel, Geist, schöner Geist, guter Geist, Gefühl, Sensibilität, Geschmack, guter Geschmack, Verstand, Richtigkeit, Schickliches, Ton, guter Ton, Hofton, Mannigfaltigkeit, Fülle, Reichthum, Fruchtbarkeit, Wärme, Magie, Anmuth, Grazien, Gefälligkeit, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Feinheit, Brillantes, Saillantes, Petillantes, Pikantes, Delikates, Ingenioses, Styl, Versifikation, Harmonie, Reinheit, Korrektion, Eleganz, Vollendung.

Von allen diesen Eigenschaften und Geistes-Aeußerungen kann man vielleicht Voltairen nur die erste und die letzte, die Tiefe in der Anlage, und die Vollendung in der Ausführung, streitig machen. Alles was übrigens von Fähigkeiten und Fertigkeiten auf eine glänzende Weise die Breite der Welt ausfüllt, hat er besessen und dadurch seinen Ruhm über die Erde ausgedehnt.

Es ist sehr merkwürdig zu beobachten, bei welcher Gelegenheit die Franzosen in ihrer Sprache, statt jener von uns verzeichneten Worte, ähnliche oder gleich bedeutende gebrauchen und in diesem oder jenem Falle anwenden. Eine historische Darstellung der französischen Aesthetik von einem Deutschen wäre daher höchst

interessant, und wir würden auf diesem Wege vielleicht einige Standpunkte gewinnen, um gewisse Regionen deutscher Art und Kunst, in welchen noch viel Verwirrung herrscht, zu übersehen und zu beurtheilen, und eine allgemeine deutsche Aesthetik, die jetzt noch so sehr an Einseitigkeiten leidet, vorzubereiten.

521.

Einleitung zum westöstlichen Divan.

Alles hat seine Zeit! — Ein Spruch, dessen Bedeutung man bei längerem Leben immer mehr anerkennen lernt; diesemnach giebt es eine Zeit zu schweigen, eine andere zu sprechen, und zum Letzten entschließt sich dies Mal der Dichter. Denn wenn dem früheren Alter Thun und Wirken gebühret, so ziemet dem späteren, Betrachtung und Mittheilung.

Ich habe die Schriften meiner ersten Jahre ohne Vorwort in die Welt gesandt, ohne auch nur im Mindesten anzudeuten, wie es damit gemein sei; dies geschah im Glauben an die Nation, daß sie früher oder später das Vorgelegte benutzen werde. Und so gelang mehreren meiner Arbeiten augenblickliche Wirkung, andere, nicht eben so faßlich und eindringend, bedurften, um anerkannt zu werden, mehrerer Jahre. Indessen

gingen auch diese vorüber und ein zweites, drittes nachwachsendes Geschlecht, entschädigt mich doppelt und dreifach für die Unbilden, die ich von meinen früheren Zeitgenossen zu erdulden hatte.

Nun wünscht' ich aber, daß nichts den ersten guten Eindruck des gegenwärtigen Büchleins hindern möge. Ich entschließe mich daher zu erläutern, zu erklären, nachzuweisen; und zwar blos in der Absicht: daß ein unmittelbares Verständniß Lesern daraus erwachse, die mit dem Osten wenig oder gar nicht bekannt sind. Dagegen bedarf Derjenige dieses Nachtrages nicht, der sich um Geschichte und Literatur einer so höchst merkwürdigen Weltregion näher umgethan hat. Er wird vielmehr die Quellen und Bäche leicht bezeichnen, deren erquickliches Naß ich auf meine Blumenbeete geleitet.

Am liebsten aber wünschte der Verfasser vorstehender Gedichte, als ein Reisender angesehen zu werden, dem es zum Lobe gereicht, wenn er sich der fremden Landesart mit Neigung bequemt, deren Sprachgebrauch sich anzueignen trachtet, Gesinnungen zu theilen, Sitten aufzunehmen versteht. Man entschuldigt ihn, wenn es ihm auch nur bis auf einen gewissen Grad gelingt, wenn er immer noch an einem eignen Accent, an einer unbezwinglichen Unbiegsamkeit seiner

Landsmannschaft, als Fremdling kenntlich bleibt. In diesem Sinne möge nun Verzeihung dem Büchlein gewährt sein! Kenner vergeben mit Einsicht, Liebhaber, weniger gestört durch solche Mängel, nehmen das Dargebotene unbefangen auf.

Damit aber Alles, was der Reisende zurückbringt, den Seinigen schneller behage, übernimmt er die Rolle eines Handelsmannes, der seine Waaren gefällig auslegt und sie auf mancherlei Weise angenehm zu machen sucht; ankündigende, beschreibende, ja lobpreisende Redensarten wird man ihm nicht verargen.

Zuförderst also darf unser Dichter wohl aussprechen: daß er sich, im Sittlichen und Aesthetischen, Verständlichkeit zur ersten Pflicht gemacht, daher er sich denn auch der schlichtesten Sprache, in dem leichtesten, faßlichsten Sylbenmaße seiner Mundart, befleißigt und nur von weitem auf Dasjenige hindeutet, wo der Orientale durch Künstlichkeit und Künstelei zu gefallen strebt.

Das Verständniß jedoch wird durch manche nicht zu vermeidende fremde Worte gehindert, die deshalb dunkel sind, weil sie sich auf bestimmte Gegenstände beziehen, auf Glauben, Meinungen, Herkommen, Fabeln und Sitten. Diese zu erklären hielt man für

die nächste Pflicht und hat dabei das Bedürfniß berücksichtiget, das aus Fragen und Einwendungen deutscher Hörenden und Lesenden hervorging. Ein angefügtes Register bezeichnet die Seite, wo dunkle Stellen vorkommen, und auch wo sie erklärt werden. Dieses Erklären aber geschiehet in einem gewissen Zusammenhange, damit nicht abgerissene Noten, sondern ein selbstständiger Text erscheine, der, obgleich nur flüchtig behandelt und lose verknüpft, dem Lesenden jedoch Uebersicht und Erläuterung gewähre.

Möge das Bestreben unseres diesmaligen Berufes angenehm sein! Wir dürfen es hoffen: denn in einer Zeit, wo so Vieles aus dem Orient unserer Sprache treulich angeeignet wird, mag es verdienstlich erscheinen, wenn auch wir von unserer Seite die Aufmerksamkeit dorthin zu lenken suchen, woher so manches Große, Schöne und Gute seit Jahrtausenden zu uns gelangte, woher täglich mehr zu hoffen ist.

522.

Ueber die Poesie der Hebräer.

Naive Dichtkunst ist bei jeder Nation die erste, sie liegt allen folgenden zum Grunde; je frischer, je naturgemäßer sie hervortritt, desto glücklicher entwickeln sich die nachherigen Epochen.

Da wir von orientalischer Poesie sprechen, so wird nothwendig, der Bibel, als der ältesten Sammlung, zu gedenken. Ein großer Theil des alten Testaments ist mit erhöhter Gesinnung, ist enthusiastisch geschrieben und gehört dem Felde der Dichtkunst an.

Erinnern wir uns nun lebhaft jener Zeit, wo Herder und Eichhorn uns hierüber persönlich aufklärten, so gedenken wir eines hohen Genusses, dem reinen orientalischen Sonnenaufgang zu vergleichen. Was solche Männer uns verliehen und hinterlassen, darf nur angedeutet werden, und man verzeiht uns die Eilfertigkeit, mit welcher wir an diesen Schätzen vorüber gehen.

Beispiels willen jedoch gedenken wir des Buches Ruth, welches bei seinem hohen Zwecke: einem Könige von Israel anständige, interessante Voraltern zu verschaffen, zugleich als das lieblichste kleine Ganze betrachtet werden kann, das uns episch und idyllisch überliefert worden ist.

Wir verweilen sodann einen Augenblick bei dem hohen Liede, als dem Zartesten und Unnachahmlichsten, was uns von Ausdruck leidenschaftlicher, anmuthiger Liebe zugekommen. Wir beklagen freilich, daß uns

die fragmentarisch durch einander geworfenen, über einander geschobenen Gedichte keinen vollen reinen Genuß gewähren, und doch sind wir entzückt, uns in jene Zustände hinein zu ahnen, in welchen die Dichtenden gelebt. Durch und durch wehet eine milde Luft des lieblichsten Bezirks von Canaan; ländlich-trauliche Verhältnisse, Wein-, Garten- und Gewürzbau, etwas von städtischer Beschränkung, sodann ein königlicher Hof, mit seinen Herrlichkeiten im Hintergrunde. Das Hauptthema jedoch bleibt glühende Neigung jugendlicher Herzen, die sich suchen, finden, abstoßen, anziehen, unter mancherlei höchst einfachen Zuständen.

Mehrmals gedachten wir aus dieser lieblichen Verwirrung Einiges herauszuheben, an einander zu reihen; aber gerade das Räthselhaft-Unauflösliche giebt den wenigen Blättern Anmuth und Eigenthümlichkeit. Wie oft sind nicht wohldenkende, ordnungsliebende Geister angelockt worden, irgend einen verständigen Zusammenhang zu finden, oder hinein zu legen, und einem Folgenden bleibt immer dieselbige Arbeit.

Eben so hat das Buch Ruth seinen unbezwinglichen Reiz über manchen wackeren Mann schon ausgeübt, daß er dem Wahn sich hingab, das, in seinem

Laconismus unschätzbar dargestellte Ereigniß, könne durch eine ausführliche, paraphrastische Behandlung noch einigermaßen gewinnen.

Und so dürfte Buch für Buch, das Buch aller Bücher darthun, daß es uns deshalb gegeben sei, damit wir uns daran, wie an einer zweiten Welt, versuchen, uns daran verirren, aufklären und ausbilden mögen.

523.

Ueber die Poesie der Araber.

Bei einem östlicheren Volke, den Arabern, finden wir herrliche Schätze an den Moallakat. Es sind Preisgesänge, die aus dichterischen Kämpfen siegreich hervorgingen; Gedichte, entsprungen vor Mahomet's Zeiten, mit goldenen Buchstaben geschrieben, aufgehängt an den Pforten des Gotteshauses zu Mekka. Sie deuten auf eine wandernde, heerdenreiche, kriegerische Nation, durch den Wechselstreit mehrerer Stämme innerlich beunruhigt. Dargestellt sind: festeste Anhänglichkeit an Stammgenossen, Ehrbegierde, Tapferkeit, unversöhnbare Rachelust, gemildert durch Liebestrauer, Wohlthätigkeit, Aufopferung, sämmtlich grenzenlos. Diese Dichtungen geben uns einen hinlänglichen Begriff von der hohen

Bildung des Stammes der Koraischiten, aus welchem Mahomet selbst entsprang, ihnen aber eine düstere Religionshülle überwarf und jede Aussicht auf reinere Fortschritte zu verhüllen wußte.

Der Werth dieser trefflichen Gedichte, an Zahl sieben, wird noch dadurch erhöhet, daß die größte Mannigfaltigkeit in ihnen herrscht. Hiervon können wir nicht kürzere und würdigere Rechenschaft geben, als wenn wir einschaltend hinlegen, wie der einsichtige Jones ihren Charakter ausspricht: „Amralkais Gedicht ist weich, froh, glänzend, zierlich, mannigfaltig und anmuthig. Tarafaß: kühn, aufgeregt, aufspringend und doch mit einiger Fröhlichkeit durchwebt. Das Gedicht von Zoheir scharf, ernst, keusch, voll moralischer Gebote und ernster Sprüche. Lebid's Dichtung ist leicht, verliebt, zierlich, zart; sie erinnert an Virgil's zweite Ekloge: denn er beschwert sich über der Geliebten Stolz und Hochmuth und nimmt daher Anlaß seine Tugenden herzuzählen, den Ruhm seines Stammes in den Himmel zu erheben. Das Lied Antaras zeigt sich stolz, drohend, treffend, prächtig, doch nicht ohne Schönheit der Beschreibungen und Bilder. Amri ist heftig, erhaben, ruhmredig; Harez darauf voll Weisheit, Scharfsinn und Würde. Auch erscheinen die beiden Letzten als poetisch-politische Streitreden, welche vor

vor einer Versammlung Araber gehalten wurden, um den verderblichen Haß zweier Stämme zu beschwichtigen."

524.

Ueber die Poesie der Perser.

Wenn wir uns nun zu einem friedlichen, gesitteten Volke, den Persern wenden, so müssen wir, da ihre Dichtungen eigentlich diese Arbeit veranlaßten, in die früheste Zeit zurückgehen, damit uns dadurch die neuere verständlich werde. Merkwürdig bleibt es immer dem Geschichtsforscher, daß, mag auch ein Land noch so oft von Feinden erobert, unterjocht, ja vernichtet sein, sich doch ein gewisser Kern der Nation immer in seinem Charakter erhält, und, ehe man sich's versiehet, eine alte, bekannte Volkserscheinung wieder auftritt.

In diesem Sinne möge es angenehm sein, von den ältesten Persern zu vernehmen und einen desto sicherern und freieren Schritt, bis auf den heutigen Tag, eilig durchzuführen.

Auf das Anschauen der Natur gründete sich der alten Parsen Gottesverehrung. Sie wendeten sich,

den Schöpfer anbetend, gegen die aufgehende Sonne als der auffallend herrlichsten Erscheinung. Dort glaubten sie den Thron Gottes, von Engeln umfunkelt, zu erblicken. Die Glorie dieses herzerhebenden Dienstes konnte sich Jeder, auch der Geringste täglich vergegenwärtigen. Aus der Hütte trat der Arme, der Krieger aus dem Zelt hervor und die religiöseste aller Functionen war vollbracht. Dem neugebornen Kinde ertheilte man die Feuertaufe in solchen Strahlen; und den ganzen Tag über, das ganze Leben hindurch, sah der Parse sich von dem Urgestirne bei allen seinen Handlungen begleitet. Mond und Sterne erhellten die Nacht, ebenfalls unerreichbar, dem Grenzenlosen angehörig. Dagegen stellt sich das Feuer ihnen zur Seite; erleuchtend, erwärmend, nach seinem Vermögen. In Gegenwart dieses Stellvertreters Gebete zu verrichten, sich vor dem unendlich Empfundenen zu beugen wird angenehme fromme Pflicht. Reinlicher ist nichts als ein heiterer Sonnen-Aufgang und so reinlich mußte man auch die Feuer entzünden und bewahren, wenn sie heilig, sonnenähnlich sein und bleiben sollten.

Zoroaster scheint die edle, reine Naturreligion zuerst in einen umständlichen Cultus verwandelt zu haben. Das mentale Gebet, das alle Religionen einschließt und ausschließt, und nur bei wenigen,

gottbegünstigten Menschen den ganzen Lebenswandel durchdringt, entwickelt sich bei den meisten nur als flammendes, beseeligendes Gefühl des Augenblicks; nach dessen Verschwinden sogleich der sich selbst zurückgegebene, unbefriedigte, unbeschädigte Mensch in die unendlichste Langeweile zurückfällt.

Diese mit Ceremonien, mit Weihen und Entsühnen, mit Kommen und Gehen, Neigen und Beugen umständlich auszufüllen, ist Pflicht und Vortheil der Priesterschaft, welche denn ihr Gewerbe, durch Jahrhunderte hindurch, in unendliche Kleinigkeiten zersplittert. Wer von der ersten kindlichfrommen Verehrung einer aufgehenden Sonne bis zur Verrücktheit der Guebern, wie sie noch diesen Tag in Indien staat findet, sich einen schnellen Ueberblick verschaffen kann, der mag dort eine frische, vom Schlaf dem ersten Tageslicht sich entgegenregende Nation erblicken, hier aber ein verdüstertes Volk, welches gemeine Langeweile durch fromme Langeweile zu tödten trachtet.

Wichtig ist es jedoch zu bemerken, daß die alten Parsen nicht etwa nur das Feuer verehrt; ihre Religion ist durchaus auf die Würde der sämmtlichen Elemente gegründet, in sofern sie das Dasein und die Macht Gottes verkündigen. Daher die heilige Scheu

das Wasser, die Luft, die Erde zu besudeln. Eine solche Ehrfurcht vor Allem, was den Menschen Natürliches umgiebt, leitet auf alle bürgerliche Tugenden: Aufmerksamkeit, Reinlichkeit, Fleiß wird angeregt und genährt. Hierauf war die Landeskultur gegründet, denn wie sie keinen Fluß verunreinigten, so wurden auch die Canäle mit sorgfältiger Wasserersparniß angelegt und rein gehalten, aus deren Circulation die Fruchtbarkeit des Landes entquoll, so daß das Reich damals über das Zehnfache mehr bebauet war. Alles, wozu die Sonne lächelte, ward mit höchstem Fleiß betrieben, vor anderm aber die Weinrebe, das eigentlichste Kind der Sonne, gepflegt.

Die seltsame Art ihre Todten zu bestatten, leitet sich aus eben dem übertriebenen Vorsatze her, die reinen Elemente nicht zu verunreinigen. Auch die Stadtpolizei wirkt aus diesen Grundsätzen: Reinlichkeit der Straßen war eine Religions-Angelegenheit, und noch jetzt, da die Guebern vertrieben, verstoßen, verachtet sind, und nur allenfalls in Vorstädten in verrufenen Quartieren ihre Wohnung finden, vermacht ein Sterbender dieses Bekenntnisses irgend eine Summe, damit eine oder die andere Straße der Hauptstadt sogleich möge völlig gereinigt werden. Durch eine so lebendige praktische Gottesverehrung ward jene

unglaubliche Bevölkerung möglich, von der die Geschichte ein Zeugniß giebt.

Eine so zarte Religion, gegründet auf die Allgegenwart Gottes in seinen Werken der Sinnenwelt, muß einen eigenen Einfluß auf die Sitten ausüben. Man betrachte ihre Hauptgebote und Verbote: nicht lügen, keine Schulden machen, nicht undankbar sein! die Fruchtbarkeit dieser Lehren wird sich jeder Ethiker und Ascete leicht entwickeln. Denn eigentlich enthält das erste Verbot die beiden andern und alle übrigen, die doch eigentlich nur aus Unwahrheit und Untreue entspringen; und daher mag der Teufel im Orient blos unter Beziehung des ewigen Lügners angedeutet werden.

Da diese Religion jedoch zur Beschaulichkeit führt, so könnte sie leicht zur Weichlichkeit verleiten, so wie denn in den langen und weiten Kleidern auch etwas Weibliches angedeutet scheint. Doch war auch in ihren Sitten und Verfassungen die Gegenwirkung groß. Sie trugen Waffen, auch im Frieden und geselligen Leben, und übten sich im Gebrauch derselben auf alle mögliche Weise. Das geschickteste und heftigste Reiten war bei ihnen herkömmlich, auch ihre Spiele, wie das mit Ballen und Schlägel, auf großen Rennbahnen, erhielt sie rüstig, kräftig, behend; und eine

unbarmherzige Conscription machte sie sämmtlich zu Helden auf den ersten Wink des Königs.

Schauen wir zurück auf ihren Gottessinn. Anfangs war der öffentliche Cultus auf wenige Feuer eingeschränkt und daher desto ehrwürdiger, dann vermehrte sich ein hochwürdiges Priesterthum nach und nach zahlreich, womit sich die Feuer vermehrten. Daß diese innigst verbundene geistliche Macht sich gegen die weltliche gelegentlich auflehnen würde, liegt in der Natur dieses ewig unverträglichen Verhältnisses. Nicht zu gedenken, daß der falsche Smerdis, der sich des Königreichs bemächtigte, ein Magier gewesen, durch seine Genossen erhöht und eine Zeitlang gehalten worden, so treffen wir die Magier mehrmals den Regenten fürchterlich.

Durch Alexanders Invasion zerstreut, unter seinen parthischen Nachfolgern nicht begünstigt, von den Sassaniden wieder hervorgehoben und versammelt, bewiesen sie sich immer fest auf ihren Grundsätzen, und widerstrebten dem Regenten der diesen zuwiderhandelte. Wie sie denn die Verbindung des Chosru mit der schönen Schirin, einer Christin, auf alle Weise beiden Theilen widersetzlich, verleideten.

Endlich von den Arabern auf immer verdrängt und nach Indien vertrieben, und was von ihnen oder ihren Geistesverwandten in Persien zurückblieb bis auf den heutigen Tag verachtet und beschimpft, bald geduldet, bald verfolgt nach Willkühr der Herrscher, hält sich noch diese Religion hie und da in der frühesten Reinheit, selbst in kümmerlichen Winkeln, wie der Dichter solches durch das Vermächtniß des alten Parsen anzudrücken gesucht hat.

Daß man daher dieser Religion durch lange Zeiten sehr viel schuldig geworden, daß in ihr die Möglichkeit einer höhern Cultur lag, die sich im westlichen Theile der östlichen Welt verbreitet, ist wohl nicht zu bezweifeln. Zwar ist es höchst schwierig einen Begriff zu geben, wie und woher sich diese Cultur ausbreitete. Viele Städte lagen als Lebenspuncte in vielen Regionen zerstreut; am Bewundernswürdigsten aber ist mir, daß die fatale Nähe des Indischen Götzendienstes nicht auf sie wirken konnte. Auffallend bleibt es, da die Städte von Balk und Bamian so nahe an einander lagen, hier die verrücktesten Götzen in riesenhafter Größe verfertigt und angebetet zu sehen, indessen sich dort die Tempel des reinen Feuers erhielten, große Klöster dieses Bekenntnisses entstanden und eine Unzahl von Mobeden sich versammelten. Wie herrlich aber die Einrichtung solcher Anstalten müsse gewesen

sein, bezeugen die außerordentlichen Männer die von dort ausgegangen sind. Die Familie der Barmekiden stammte daher, die so lange als einflußreiche Staatsdiener glänzten, bis sie zuletzt, wie ein ungefähr ähnliches Geschlecht dieser Art, zu unseren Zeiten, ausgerottet und vertrieben worden.

525.

Vom Regiment der Perser.

Wenn der Philosoph aus Prinzipien sich ein Natur- Völker- und Staatsrecht auferbaut, so forscht der Geschichtsfreund nach, wie es wohl mit solchen menschlichen Verhältnissen und Verbindungen von jeher gestanden habe. Da finden wir denn im ältesten Orient: daß die Herrschaft sich ableiten lasse von dem Rechte, Krieg zu erklären. Dieses Recht liegt, wie alle übrige, anfangs in dem Willen, in der Leidenschaft des Volkes. Ein Stammglied wird verletzt, sogleich regt sich die Masse, unaufgefordert Rache zu nehmen am Beleidiger. Weil aber die Menge zwar handeln und wirken, nicht aber sich führen mag, überträgt sie, durch Wahl, Sitte, Gewohnheit, die Anführung zum Kampfe, einem Einzigen, es sei für Einen Kriegszug, für mehrere; dem tüchtigen Manne verleiht sie den gefährlichen Posten auf Lebenszeit, auch wohl

endlich für seine Nachkommen. Und so verschaft sich der Einzelne, durch die Fähigkeit Krieg zu führen, das Recht den Krieg zu erklären.

Hieraus fließt nun ferner die Befugniß, jeden Staatsbürger, der ohnehin als kampflustig und streitfertig angesehen werden darf, in die Schlacht zu rufen, zu fordern, zu zwingen. Diese Conscription mußte von jeher, wenn sie sich gerecht und wirksam erzeigen wollte, unbarmherzig sein. Der erste Darius rüstet sich gegen verdächtige Nachbaren, das unzählige Volk gehorcht dem Winke. Ein Greis liefert drei Söhne, er bittet den Jüngsten vom Feldzuge zu befreien, der König sendet ihm den Knaben, in Stücken zerhauen, zurück. Hier ist also das Recht über Leben und Tod schon ausgesprochen. In der Schlacht selbst leidet's keine Frage: denn wird nicht oft willkührlich, ungeschickt ein ganzer Heerestheil vergebens aufgeopfert, und Niemand fordert Rechenschaft vom Anführer.

Nun zieht sich aber bei kriegerischen Nationen derselbe Zustand durch die kurzen Friedenszeiten. Um den König her ist's immer Krieg, und Niemanden bei Hofe das Leben gesichert. Eben so werden die Steuern fort erhoben, die der Krieg nöthig machte. Deshalb setzte denn auch Darius Codomannus, vorsichtig, regelmäßige Abgaben fest, statt freiwilliger

Geschenke. Nach diesem Grundsatz, mit dieser Verfassung stieg die persische Monarchie zu höchster Macht und Glückseligkeit; die denn doch zuletzt an dem Hochsinn einer benachbarten, kleinen, zerstückelten Nation endlich scheiterte.

526.

Geschichte der Perser.

Die Perser, nachdem außerordentliche Fürsten ihre Streitkräfte in Eins versammelt und die Elasticität der Masse auf's Höchste gesteigert, zeigten sich, selbst entferntern Völkern, gefährlich, um so mehr den benachbarten.

Alle waren überwunden, nur die Griechen, uneins unter sich, vereinigten sich gegen den zahlreichen, mehrmals herandringenden Feind und entwickelten musterhafte Aufopferung, die erste und letzte Tugend, worin alle übrigen enthalten sind. Dadurch ward Frist gewonnen, daß, in dem Maaße, wie die Persische Macht, innerlich zerfiel, Philipp von Macedonien eine Einheit gründen konnte, die übrigen Griechen um sich zu versammeln und ihnen für den Verlust ihrer inneren Freiheit den Sieg über äußere Dränger vorzubereiten. Sein Sohn überzog die Perser und gewann das Reich.

Nicht nur furchtbar, sondern äußerst verhaßt, hatten sich diese der griechischen Nation gemacht, indem sie Staat und Gottesdienst zugleich bekriegten. Sie, einer Religion ergeben, wo die himmlischen Gestirne, das Feuer, die Elemente, als gottähnliche Wesen in freier Welt verehrt wurden, fanden höchst scheltenswerth, daß man die Götter in Wohnungen einsperrte, sie unter Dach anbetete. Nun verbannte und zerstörte man die Tempel, und schuf dadurch sich selbst ewig Haß erregende Denkmäler, indem die Weisheit der Griechen beschloß, diese Ruinen niemals wieder aus ihrem Schutte zu erheben, sondern, zur Anreizung künftiger Rache, ahndungsvoll liegen zu lassen. Diese Gesinnungen ihren beleidigten Gottesdienst zu rächen, brachten die Griechen mit auf persischen Grund und Boden; manche Grausamkeit erklärt sich daher, auch will man den Brand von Persepolis damit entschuldigen.

Die gottesdienstlichen Uebungen der Magier, die freilich, von ihrer ersten Einfalt entfernt, auch schon Tempel und Klostergebäude bedurften, wurden gleichfalls zerstört, die Magier verjagt und zerstreuet, von welchen jedoch immer eine große Menge versteckt sich sammelten, und, auf bessere Zeiten, Gesinnung und Gottesdienst aufbewahrten. Ihre Geduld wurde freilich sehr geprüft: denn als mit Alexanders Tode

die kurze Alleinherrschaft zerfiel, und das Reich zersplitterte, bemächtigten sich die Parther des Theils, der uns gegenwärtig besonders beschäftigt. Sprache, Sitten, Religion der Griechen ward bei ihnen einheimisch. Und so vergingen fünfhundert Jahre über der Asche der alten Tempel und Altäre, unter welcher das heilige Feuer immerfort glimmend sich erhielt, so daß die Sassaniden, zu Anfang des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, als sie, die alte Religion wieder bekennend, den früheren Dienst herstellten, sogleich eine Anzahl Magier und Mobeden vorfanden, welche an und über der Grenze Indiens sich und ihre Gesinnungen im Stillen erhalten hatten. Die alte persische Sprache wurde hervorgezogen, die griechische verdrängt und zu einer eigenen Nationalität wieder Grund gelegt. Hier finden wir nun in einem Zeitraume von vierhundert Jahren die mythologische Vorgeschichte persischer Ereignisse, durch poetisch-prosaische Nachklänge, einigermaßen erhalten. Die glanzreiche Dämmerung derselben erfreuet uns immerfort und eine Mannigfaltigkeit von Charakteren und Ereignissen erweckt großen Antheil.

Was wir aber auch von Bild- und Baukunst dieser Epoche vernehmen, so ging es damit doch blos auf Pracht und Herrlichkeit, Größe und Weitläufigkeit und unförmliche Gestalten hinaus; und wie

konnte es auch anders werden? da sie ihre Kunst vom Abendlande hernehmen mußten, die schon dort so tief entwürdigt war. Der Dichter besitzt selbst einen Siegelring Sapor des Ersten, einen Onyx, offenbar von einem westlichen Künstler damaliger Zeit, vielleicht einem Kriegsgefangenen, geschnitten. Und sollte der Siegelschneider des überwindenden Sassaniden geschickter gewesen sein, als der Stempelschneider des überwundenen Valentinian? Wie es aber mit den Münzen damaliger Zeit aussehe, ist uns leider nur zu wohl bekannt. Auch hat sich das Dichterisch-mährchenhafte jener überbliebenen Monumente nach und nach, durch Bemühung der Kenner, zur historischen Prosa herabgestimmt. Da wir denn nun deutlich auch in diesem Beispeile begreifen, daß ein Volk auf einer hohen sittlich-religiösen Stufe stehen, sich mit Pracht und Prunk umgeben, und doch in Bezug auf Künste noch immer unter die barbarischen gezählt werden kann.

Eben so müssen wir auch, wenn wir orientalische und besonders persische Dichtkunst der Folgezeit redlich schätzen und nicht, zu künftigem eigenen Verdruß und Beschämung, solche überschätzen wollen, gar wohl bedenken, wo denn eigentlich die werthe, wahre Dichtkunst in jenen Tagen zu finden gewesen.

Aus dem Westlande scheint sich nicht viel selbst nach dem nächsten Osten verloren zu haben. Indien hielt man vorzüglich im Auge; und da denn doch den Verehrern des Feuers und der Elemente, jene verrückt-monstrose Religion, dem Lebemenschen aber eine abstruse Philosophie keinesweges angenehm sein konnte; so nahm man von dort her, was allen Menschen immer gleich willkommen ist, Schriften, die sich auf Weltklugheit beziehen; da man denn auf die Fabeln des Bidpai den höchsten Werth legte, und dadurch schon eine künftige Poesie in ihrem tiefsten Grund zerstörte. Zugleich hatte man aus derselben Quelle das Schachspiel erhalten, welches, in Bezug mit jener Weltklugheit, allem Dichtersinn den Garaus zu machen, völlig geeignet ist. Setzen wir dieses voraus, so werden wir das Naturell der späteren persischen Dichter, sobald sie durch günstige Anlässe hervorgerufen wurden, höchlich rühmen und bewundern, wie sie so manche Ungunst bekämpfen, ihr ausweichen, oder vielleicht gar überwinden können.

Die Nähe von Byzanz, die Kriege mit den westlichen Kaisern und daraus entspringenden wechselseitigen Verhältnisse, bringen endlich ein Gemisch hervor, wobei die christliche Religion zwischen die der alten Parsen sich einschlingt, nicht ohne Widerstreben der Mobeden und dortigen Religionsbewahrer. Wie

denn doch die mancherlei Verdrießlichkeiten, ja großes Unglück selbst, das den trefflichen Fürsten Chosru Parvis überfiel, blos daher seinen Ursprung nahm, weil Schirin, liebenswürdig und reizend, am christlichen Glauben festhielt.

Dieses Alles, auch nur obenhin betrachtet, nöthigt uns zu gestehen, daß die Vorsätze, die Verfahrungsweise der Sassaniden alles Lob verdienen; nur waren sie nicht mächtig genug, in einer von Feinden ringsumgebenen Lage, zur bewegtesten Zeit sich zu erhalten. Sie wurden, nach tüchtigem Widerstand, von den Arabern unterjocht, welche Mahomed durch Einheit zur furchtbarsten Macht erhoben hatte.

527.

Mahomed.

Da wir bei unseren Betrachtungen vom Standpuncte der Poesie entweder ausgehen oder doch auf denselben zurückkehren, so wird es unsern Zwecken angemessen sein, von genanntem außerordentlichen Manne vorerst zu erzählen, wie er heftig behauptet und betheuert: er sei Prophet und nicht Poet; und daher auch sein Koran als göttliches Gesetz und nicht etwa als menschliches Buch, zum Unterricht oder

zum Vergnügen, anzusehen. Wollen wir nun den Unterschied zwischen Poeten und Propheten näher andeuten, so sagen wir: Beide sind von einem Gotte ergriffen und befeuert, der Poet aber vergeudet die ihm verliehene Gabe im Genuß, um Genuß hervorzubringen, Ehre durch das Hervorgebrachte zu erlangen, allenfalls ein bequemes Leben. Alle übrigen Zwecke versäumt er, sucht mannigfaltig zu sein, sich in Gesinnung und Darstellung grenzenlos zu zeigen. Der Prophet hingegen sieht nur auf einen einzigen bestimmten Zweck; solchen zu erlangen, bedient er sich der einfachsten Mittel. Irgend eine Lehre will er verkünden, und, wie um eine Standarte, durch sie und um sie die Völker versammeln. Hiezu bedarf es nur, daß die Welt glaube, er muß also eintönig werden und bleiben. Denn das Mannigfaltige glaubt man nicht, man erkennt es.

Der ganze Inhalt des Korans, um mit wenigem viel zu sagen, findet sich zu Anfang der zweiten Sura und lautet folgendermaßen: „Es ist kein Zweifel in diesem Buche. Es ist eine Unterrichtung der Frommen, welche die Geheimnisse des Glaubens für wahr halten, die bestimmten Zeiten des Gebets beobachten und von demjenigen, was wir ihnen verliehen haben, Almosen austheilen; und welche der Offenbarung glauben, die den Propheten vor

dir herabgesandt worden, und gewisse Versicherung des zukünftigen Lebens haben: diese werden von ihrem Herrn geleitet und sollen glücklich und selig sein. Die Ungläubigen betreffend, wird es ihnen gleich viel sein, ob du sie vermahnest oder nicht vermahnest; sie werden doch nicht glauben. Gott hat ihre Herzen und Ohren versiegelt. Eine Dunkelheit bedecket ihr Gesicht und sie werden eine schwere Strafe leiden."

Und so wiederholt sich der Koran Sure für Sure. Glauben und Unglauben theilen sich in Oberes und Unteres, Himmel und Hölle sind den Bekennern und Läugnern zugedacht. Nähere Bestimmung des Gebotenen und Verbotenen, fabelhafte Geschichten jüdischer und christlicher Religion, Amplificationen aller Art, grenzenlose Tautologien und Wiederholungen bilden den Körper dieses heiligen Buches, das uns, so oft wir auch daran gehen, immer von neuem anwidert, dann aber anzieht, in Erstaunen setzt und am Ende Verehrung abnöthigt.

Worin es daher jedem Geschichtsforscher von der größten Wichtigkeit bleiben muß, sprechen wir aus mit den Worten eines vorzüglichen Mannes: „Die Hauptabsicht des Korans scheint diese gewesen zu sein, die Bekenner der drei verschiedenen, in dem volkreichen Arabien damals herrschenden Religionen, die meisten-

theils vermischt unter einander in den Tag hinein lebten und ohne Hirten und Wegweiser herum irrten, indem der größte Theil Götzendiener und die übrigen, entweder Juden oder Christen, eines höchst irrigen und ketzerischen Glaubens waren, in der Erkenntniß und Verehrung des einigen, ewigen und unsichtbaren Gottes, durch dessen Allmacht alle Dinge geschaffen sind, und die, so es nicht sind, geschaffen werden können, des allerhöchsten Herrschers, Richters und Herrn aller Herrn, unter der Bestätigung gewisser Gesetze und den äußerlichen Zeichen gewisser Ceremonieen, theils von alter und theils von neuer Einsetzung, und die durch Vorstellung sowohl zeitlicher, als ewiger Belohnungen und Strafen eingeschärft wurden, zu vereinigen, und sie alle zu dem Gehorsam des Mahomed, als des Propheten und Gesandten Gottes zu bringen, der nach den wiederholten Erinnerungen, Verheißungen und Drohungen der vorigen Zeiten, endlich Gottes wahre Religion auf Erden durch Gewalt der Waffen fortpflanzen und bestätigen sollte, um sowohl für den Hohenpriester, Bischof oder Papst in geistlichen, als auch höchsten Prinzen in weltlichen Dingen, erkannt zu werden."

Behält man diese Ansicht fest im Auge, so kann man es dem Muselmann nicht verargen, wenn er die Zeit vor Mahomed die Zeit der Unwissenheit benennt,

und völlig überzeugt ist, daß mit dem Islam Erleuchtung und Weisheit erst beginne. Der Styl des Korans ist seinem Inhalte und Zwecke gemäß: streng, groß, furchtbar, stellenweise wahrhaft erhaben; so treibt ein Keil dem andern und darf sich über die große Wirksamkeit des Buches, Niemand verwundern. Weshalb es denn auch von den ächten Verehrern für unerschaffen und mit Gott gleich ewig erklärt wurde. Demungeachtet aber fanden sich gute Köpfe, die eine bessere Dicht- und Schreibart der Vorzeit anerkannten und behaupteten: daß, wenn es Gott nicht gefallen hätte, durch Mahomed auf einmal seinen Willen und eine entschieden gesetzliche Bildung zu offenbaren, die Araber nach und nach von selbst eine solche Stufe, und eine noch höhere würden erstiegen, und reinere Begriffe in einer reinen Sprache, entwickelt haben.

Andere, verwegener, behaupteten, Mahomed habe ihre Sprache und Literatur verdorben, so daß sie sich niemals wieder erholen werde. Der Verwegenste jedoch, ein geistvoller Dichter, war kühn genug, zu versichern: „Alles, was Mahomed gesagt habe, wollte er auch gesagt haben, und besser;" ja er sammelte sogar eine Anzahl Sectirer um sich her. Man bezeichnete ihn deshalb mit dem Spottnamen Motanabbi, unter welchem wir ihn kennen,

welches so viel heißt, als: Einer der gern den Propheten spielen möchte.

Ob nun gleich die muselmännische Kritik selbst an dem Koran manches Bedenken findet, indem Stellen, die man früher aus demselben angeführt, gegenwärtig nicht mehr darin zu finden sind, andere, sich widersprechend, einander aufheben und was dergleichen bei allen schriftlichen Ueberlieferungen nicht zu vermeidende Mängel sind; so wird doch dieses Buch für ewige Zeiten höchst wirksam verbleiben, indem es durchaus praktisch und den Bedürfnissen einer Nation gemäß verfaßt worden, welche ihren Ruhm auf alte Ueberlieferungen gründet und an herkömmlichen Sitten festhält.

In seiner Abneigung gegen Poesie erscheint Mahomed auch höchst consequent, indem er alle Mährchen verbietet. Diese Spiele einer leichtfertigen Einbildungskraft, die vom Wirklichen bis zum Unmöglichen hin- und wiederschwebt, und das Unwahrscheinliche als ein Wahrhaftes und Zweifelloses vorträgt, waren der orientalischen Sinnlichkeit, einer weichen Ruhe und bequemem Müßiggang höchst angemessen. Diese Luftgebilde über einem wunderlichen Boden schwankend, hatten sich zur Zeit der Sassaniden in's Unendliche vermehrt, wie sie uns Tausend und

Eine Nacht, an einen losen Faden gereihet, als Beispiele dargelegt. Ihr eigentlicher Charakter ist, daß sie keinen sittlichen Zweck haben, und daher den Menschen nicht auf sich selbst zurück, sondern außer sich hinaus in's unbedingte Freie führen und tragen. Gerade das Entgegengesetzte wollte Mahomed bewirken. Man sehe, wie er die Ueberlieferungen des alten Testamentes und die Ereignisse patriarchalischer Familien, die freilich auch auf einem unbedingten Glauben an Gott, einem unwandelbaren Gehorsam und also gleichfalls auf einem Islam beruhen, in Legenden zu verwandeln weiß; mit kluger Ausführlichkeit den Glauben an Gott, Vertrauen und Gehorsam immer mehr auszusprechen und einzuschärfen versteht; wobei er sich denn manches Mährchenhafte, obgleich immer zu seinen Zwecken dienlich, zu erlauben pflegt. Bewundernswürdig ist er, wenn man in diesem Sinne, die Begebenheiten Noah's, Abraham's, Joseph's betrachtet und beurtheilt.

528.

Kaliphen.

Um aber in unsern eigensten Kreis zurückzukehren, wiederholen wir: daß die Sassaniden bei vierhundert Jahre regierten, vielleicht zuletzt nicht mit

früherer Kraft und Glanz; doch hätten sie sich wohl noch eine Weile erhalten, wäre die Macht der Araber nicht dergestalt gewachsen, daß ihr zu widerstehen kein älteres Reich im Stande war. Schon unter Omar, bald nach Mahomed, ging jene Dynastie zu Grunde, welche die altpersische Religion gehegt und einen sehr seltenen Grad der Cultur verbreitet hatte.

Die Araber stürmten sogleich auf alle Bücher los, nach ihrer Ansicht nur überflüssige oder schädliche Schreibereien; sie zerstörten alle Denkmale der Literatur, so, daß kaum die geringsten Bruchstücke zu uns gelangen konnten. Die sogleich eingeführte arabische Sprache verhinderte jede Wiederherstellung dessen, was nationell heißen konnte. Doch auch hier überwog die Bildung des Ueberwundenen nach und nach die Rohheit des Ueberwinders, und die Mahomedanischen Sieger gefielen sich in der Prachtliebe, den angenehmen Sitten und den dichterischen Resten der Besiegten. Daher bleibt noch immer, als die glänzendste Epoche berühmt, die Zeit, wo die Barmekiden Einfluß hatten zu Bagdad. Diese, vom Balch abstammend, nicht sowohl selbst Mönche als Patrone und Beschützer großer Klöster und Bildungsanstalten, bewahrten unter sich das heilige Feuer der Dicht- und Redekunst, und behaupteten durch ihre Weltklugheit

und Charakter-Größe einen hohen Rang auch in der politischen Sphäre. Die Zeit der Barmekiden heißt daher sprüchwörtlich: eine Zeit localen, lebendigen Wesens und Wirkens, von der man, wenn sie vorüber ist, nur hoffen kann, daß sie erst nach geraumen Jahren an fremden Orten unter ähnlichen Umständen vielleicht wieder aufquellen werde.

Aber auch das Kaliphat war von kurzer Dauer; das ungeheure Reich erhielt sich kaum vierhundert Jahre; die entfernteren Statthalter machten sich nach und nach mehr und mehr unabhängig, indem sie den Kaliphen, als eine geistliche, Titel und Pfründen spendende Macht, allenfalls gelten ließen.

529.

Physisch-klimatische Einwirkung auf Bildung menschlicher Gestalt und körperlicher Eigenschaften läugnet Niemand, aber man denkt nicht immer daran: daß Regierungsform eben auch einen moralisch-klimatischen Zustand hervorbringe, worin die Charaktere auf verschiedene Weise sich ausbilden. Von der Menge reden wir nicht, sondern von bedeutenden, ausgezeichneten Gestalten. In der Republik bilden sich große, glückliche, ruhig-rein thätige Charaktere; steigert sie

sich zur Aristokratie, so entstehen würdige, konsequente, tüchtige, im Befehlen und Gehorchen bewunderungswürdige Männer. Geräth ein Staat in Anarchie, sogleich thun sich verwegene, kühne, sittenverachtende Menschen hervor, augenblicklich gewaltsam wirkend, bis zum Entsetzen, alle Mäßigung verbannend. Die Despotie dagegen schafft große Charaktere; kluge, ruhige Uebersicht, strenge Thätigkeit, Festigkeit, Entschlossenheit; alles Eigenschaften, die man braucht, um den Despoten zu dienen, entwickeln sich in fähigen Geistern und verschaffen ihnen die ersten Stellen des Staats, wo sie sich zu Herrschern ausbilden. Solche erwuchsen unter Alexander dem Großen, nach dessen frühzeitigem Tode seine Generale sogleich als Könige dastanden. Auf die Kaliphen häufte sich ein ungeheures Reich, das sie durch Statthalter mußten regieren lassen, deren Macht und Selbstständigkeit gedieh, indem die Kraft der obersten Herrscher abnahm. Ein solcher trefflicher Mann, der ein eigenes Reich sich zu gründen und zu verdienen wußte, ist derjenige, von dem wir nun zu reden haben, um den Grund der neueren persischen Dichtkunst und ihre bedeutenden Lebensanfänge kennen zu lernen.

530.

Mahmud von Gasna, dessen Vater, im Gebirge gegen Indien, ein starkes Reich gegründet hatte, indessen die Kaliphen in der Fläche des Euphrats zur Nichtigkeit versanken, setzte die Thätigkeit seines Vorgängers fort, und machte sich berühmt, wie Alexander und Friedrich. Er läßt den Kaliphen als eine Art geistlicher Macht gelten, die man wohl, zu eigenem Vortheil, einigermaßen anerkennen mag; doch erweitert er erst sein Reich um sich her, dringt sodann auf Indien los, mit großer Kraft und besonderem Glück. Als eifrigster Mahomedaner beweist er sich unermüdlich und streng in Ausbreitung seines Glaubens und Zerstörung des Götzendienstes. Der Glaube an den Einigen Gott wirkt immer geisterhebend, indem er den Menschen auf die Einheit seines eigenen Innern zurückweist. Näher steht der Nationalprophete, der nur Anhänglichkeit und Förmlichkeit fordert, und eine Religion auszubreiten befiehlt, die wie eine jede, zu unendlichen Auslegungen und Mißdeutungen dem Secten- und Partheigeist Raum läßt, und demungeachtet immer dieselbige bleibt. Eine solche einfache Gottesverehrung mußte mit dem Indischen Götzendienste im herbsten Widerspuche stehen, Gegenwirkung und Kampf, ja blutige Vernichtungskriege hervorrufen, wobei sich der

Eifer des Zerstörens und Bekehrens noch durch Gewinn unendlicher Schätze erhöht fühlte. Ungeheure, fratzenhafte Bilder, deren hohler Körper mit Gold und Juwelen ausgefüllt erfunden ward, schlug man in Stücke und sendete sie, geviertheilt, verschiedene Schwellen Mahomedanischer Heilorte zu pflastern. — Noch jetzt sind die Indischen Ungeheuer jedem reinen Gefühle verhaßt, wie gräßlich mögen sie den bildlosen Mahomedaner angeschaut haben! — Nicht ganz am unrechten Orte wird hier die Bemerkung stehen, daß der ursprüngliche Werth einer jeden Religion, erst nach Verlauf von Jahrhunderten aus ihren Folgen beurtheilt werden kann. Die jüdische Religion wird immer einen gewissen starren Eigensinn, dabei aber auch freien Klugsinn und lebendige Thätigkeit verbreiten; die Mahomedanische läßt ihren Bekenner nicht aus einer dumpfen Beschränktheit heraus, indem sie, keine schweren Pflichten forderud, ihm innerhalb derselben, alles Wünschenswerthe verleiht, und zugleich, durch Aussicht auf die Zukunft, Tapferkeit und Religionspatriotismus einflößt und erhält. Die Indische Lehre taugt von Haus aus nichts, so wie denn gegenwärtig ihre vielen tausend Götter, und zwar nicht etwa untergeordnete, sondern alle gleich unbedingt=mächtige Götter, die Zufälligkeiten des Lebens nur noch mehr verwirren, den Unsinn jeder Leidenschaft fördern und die Verrücktheit des Lasters, als die

höchste Stufe der Heiligkeit und Seligkeit begünstigen. — Auch selbst eine reinere Vielgötterei, wie die der Griechen und Römer, mußte doch zuletzt auf falschem Wege ihre Bekenner und sich selbst verlieren. Dagegen gebührt der christlichen das höchste Lob, deren reiner, edler Ursprung sich immerfort dadurch bethätigt, daß nach den größten Verirrungen, in welche sie der dunkle Mensch hineinzog, eh' man sich's versieht, sie sich in ihrer ersten lieblichen Eigenthümlichkeit, als Mission, als Hausgenossen- und Brüderschaft, zu Erquickung des sittlichen Menschenbedürfnisses, immer wieder hervorthut. Billigen wir nun den Eifer des Götzenstürmers Mahmud, so gönnen wir ihm die zu gleicher Zeit gewonnenen unendlichen Schätze, und verehren besonders in ihm den Stifter persischer Dichtkunst und höherer Cultur. Er, selbst aus persischem Stamme, ließ sich nicht etwa in die Beschränktheit der Araber hineinziehen, er fühlte gar wohl, daß der schönste Grund und Boden für Religion in der Nationalität zu finden sei; diese ruhet auf der Poesie, die uns die älteste Geschichte in fabelhaften Bildern überliefert, nach und nach sodann in's Klare hervortritt und ohne Sprung die Vergangenheit an die Gegenwart heranführt. Unter diesen Betrachtungen gelangen wir also in das zehnte Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Man werfe einen Blick auf die höhere Bildung die sich dem Orient, ungeachtet

der ausschließenden Religion, immerfort aufdrang. Hier sammelten sich, fast wider Willen der wilden und schwachen Beherrscher, die Reste griechischer und römischer Verdienste und so vieler geistreichen Christen, deren Eigenheiten aus der Kirche ausgestoßen worden, weil auch diese, wie der Islam, auf Eingläubigkeit los arbeiten mußte. Doch zwei große Verzweigungen des menschlichen Wissens und Wirkens gelangten zu einer freieren Thätigkeit! — Die Medicin sollte die Gebrechen des Mikrokosmus heilen, und die Sternkunde dasjenige dolmetschen, womit uns für die Zukunft der Himmel schmeicheln oder bedrohen möchte; jene mußte der Natur, diese der Mathematik huldigen, und so waren beide wohl empfohlen und versorgt. — Die Geschäftsführung sodann unter despotischen Regenten blieb, auch bei größter Aufmerksamkeit und Genauigkeit immer gefahrvoll, und ein Kanzleiverwandter bedurfte so viel Muth sich in den Divan zu bewegen, als ein Held zur Schlacht; Einer war nicht sicherer seinen Herd wieder zu sehen, als der Andere. Reisende Handelsleute brachten immer neuen Zuwachs an Schätzen und Kenntnissen herbei; das Innere des Landes, vom Euphrat bis zum Indus, bot eine eigne Welt von Gegenständen dar. Eine Masse wider einander streitender Völkerschaften, vertriebene, vertreibende Herrscher stellten überraschenden Wechsel von Sieg zur Knechtschaft, von Oberge-

walt zur Dienstbarkeit nur gar zu oft vor Augen, und ließen geistreiche Männer, über die traumartige Vergänglichkeit irdischer Dinge, die traurigsten Betrachtungen anstellen. Dieses Alles, und noch weit mehr, im weitesten Umfange unendlicher Zersplitterung und augenblicklicher Wiederherstellung, sollte man vor Augen haben, um billig gegen die folgenden Dichter, besonders gegen die persischen, zu sein; denn Jedermann wird eingestehen, daß die geschilderten Zustände keineswegs für ein Element gelten können, worin der Dichter sich nähren, erwachsen und gedeihen dürfte. Deswegen sei uns erlaubt, schon das edle Verdienst der persischen Dichter des ersten Zeitalters als problematisch anzusprechen. Auch diese darf man nicht nach dem Höchsten messen, man muß ihnen Manches zugeben, indem man sie liest, Manches verzeihen, wenn man sie gelesen hat.

531.

Viele Dichter versammelten sich an Mahmuds Hofe, man spricht von vier Hunderten, die daselbst ihr Wesen getrieben. Und wie nun Alles im Orient sich unterordnen, sich höheren Geboten fügen muß, so bestellte ihnen auch der Fürst einen Dichterfürsten, der sie prüfen, beurtheilen, sie zu Arbeiten, jedem Talent gemäß, aufmuntern sollte. Diese Stelle hat

man als eine der vorzüglichsten am Hofe zu betrachten: er war Minister aller wissenschaftlichen historisch-poetischen Geschäfte; durch ihn wurden die Gunstbezeigungen seinen Untergebenen zu Theil, und wenn er den Hof begleitete, geschah es in so großem Gefolge, in so stattlichem Aufzuge, daß man ihn wohl für einen Vezier halten konnte.

532.

Ueberlieferungen.

Wenn der Mensch daran denken soll, von Ereignissen, die ihn zunächst betreffen, künftigen Geschlechtern Nachricht zu hinterlassen, so gehört dazu ein gewisses Behagen an der Gegenwart, ein Gefühl von dem hohen Werthe derselben. Zuerst also befestigt er im Gedächtniß, was er von Vätern vernommen, und überliefert solches in fabelhaften Umhüllungen; denn mündliche Ueberlieferung wird immer mährchenhaft wachsen. Ist aber die Schrift erfunden, ergreift die Schreibseligkeit ein Volk vor dem andern, so entstehen alsdann Chroniken, welche den poetischen Rhythmus behalten, wenn die Poesie der Einbildungskraft und des Gefühls längst verschwunden ist. Die späteste Zeit versorgt uns mit ausführlichen Denkschriften, Selbstbiographien unter mancherlei Gestalten. —

Auch im Orient finden wir gar frühe Documente einer bedeutenden Weltausbildung. Sollten auch unsere heiligen Bücher später in Schriften verfaßt sein, so sind doch die Anlässe dazu als Ueberlieferungen uralt, und können nicht dankbar genug beachtet werden. Wie vieles mußte nicht auch in dem mittleren Orient, wie wir Persien und seine Umgebungen nennen dürfen, jeden Augenblick entstehen, und sich trotz aller Verwüstung und Zersplitterung erhalten. Denn, wenn es zu höherer Ausbildung großer Landstrecken dienlich ist, daß solche nicht Einem Herrn unterworfen, sondern unter mehrere getheilt sein, so ist derselbe Zustand gleichfalls der Erhaltung nütze, weil das, was an dem einen Orte zu Grunde geht, an dem andern fortbestehen, was aus dieser Ecke vertrieben wird, sich in jene flüchten kann. Auf solche Weise müssen, ungeachtet aller Zerstörung und Verwüstung, sich manche Abschriften aus früheren Zeiten erhalten haben, die man, von Epoche zu Epoche, theils abgeschrieben, theils erneuert. So finden wir, daß unter Jesdedschird, dem letzten Sassaniden, eine Reichsgeschichte verfaßt worden, wahrscheinlich aus alten Chroniken zusammengestellt, dergleichen sich schon Ahasverus in dem Buche Esther bei schlaflosen Nächten vorlesen läßt. Copien jenes Werkes, welches Bastaname betitelt war, erhielten sich: denn vier hundert Jahre später wird unter Man=

sur I. aus dem Hause der Samaniden, eine Bearbeitung derselben vorgenommen, bleibt aber unvollendet und die Dynastie wird von den Gasnewiden verschlungen. Mahmud jedoch, genannten Stammes zweiter Beherrscher, ist von gleichem Triebe belebt, und vertheilt sieben Abtheilungen des Bastaname unter sieben Hofdichter. Es gelingt Ansari seinen Herrn am meisten zu befriedigen, er wird zum Dichterkönig ernannt und beauftragt das Ganze zu bearbeiten. Er aber, bequem und klug genug, weiß das Geschäft zu verspäten und mochte sich im Stillen umthun, ob er nicht Jemand fände, dem es zu übertragen wäre.

533.

Firdusi. [Starb 1030.] Die wichtige Epoche persischer Dichtkunst, die wir nun erreichen, giebt uns zur Betrachtung Anlaß, wie große Weltereignisse nur alsdann sich entwickeln, wenn gewisse Neigungen, Begriffe, Vorsätze, hier und da, ohne Zusammenhang, einzeln ausgesäet, sich bewegen und im Stillen fortwachsen, bis endlich früher oder später ein allgemeines Zusammenwirken hervortritt. In diesem Sinne ist es merkwürdig genug, daß zu gleicher Zeit, als ein mächtiger Fürst auf die Wiederherstellung einer Volks- und Stammes-Literatur bedacht war, ein Gärtnerssohn zu Tus gleichfalls ein Exem-

plar des Vastaname sich zueignete, und das eingeborene schöne Talent solchen Studien eifrig widmete. — In Absicht über den dortigen Statthalter, wegen irgend einer Bedrängniß, zu klagen, begiebt er sich nach Hofe, ist lange vergebens bemüht zu Ansari durchzudringen, und durch dessen Vorsprache seinen Zweck zu erreichen. Endlich macht eine glückliche gehaltvolle Reimzeile, aus dem Stegreife gesprochen, ihn dem Dichterkönige bekannt, welcher, Vertrauen zu seinem Talente fassend, ihn empfiehlt und ihm den Auftrag des großen Werkes verschafft. Firdusi beginnt das Schach Nameh unter günstigen Umständen, er wird im Anfange theilweise hinlänglich belohnt, nach dreißigjähriger Arbeit hingegen entspricht das königliche Geschenk seiner Erwartung keineswegs. Erbittert verläßt er den Hof und stirbt eben da der König seiner mit Gunst abermals gedenkt. Mahmud überlebt ihn kaum ein Jahr, innerhalb welches der alte Essedi, Firdusi's Meister, das Schach Nahmeh völlig zu Ende schreibt. Dieses Werk ist ein wichtiges, ernstes, mythisch-historisches National-Fundament, worin das Herkommen, das Dasein, die Wirkung alter Helden aufbewahrt wird. Es bezieht sich auf frühere und spätere Vergangenheit, deshalb das eigentlich Geschichtliche zuletzt mehr hervortritt, die früheren Fabeln jedoch manche uralte Traditions-Wahrheit verhüllt überliefern.

Firdusi scheint überhaupt zu einem solchen Werke sich vortrefflich dadurch zu qualificiren, das er leidenschaftlich am Alten, ächt Nationellen, festgehalten und, auch in Absicht auf Sprache, frühe Reinigkeit und Tüchtigkeit zu erreichen gesucht, wie er denn arabische Worte verbannt und das alte Pelehwi zu beachten bemüht war.

534.

Enweri, (stirbt 1152), studirte zu Tus, einer wegen bedeutender Lehranstalten berühmten, ja sogar wegen Ueberbildung verdächtigen Stadt; und als er, an der Thüre des Collegiums sitzend, einen, mit Gefolge und Prunk, vorbeireitenden Großen erblickt, zu seiner großen Verwunderung aber hört, daß es ein Hofdichter sei, entschließt er sich zu gleicher Höhe des Glücks zu gelangen. Ein über Nacht geschriebenes Gedicht, wodurch er sich die Gunst des Fürsten erwirbt, ist uns übrig geblieben. Aus diesem und aus mehreren Poesien, die uns mitgetheilt worden, blickt ein heiterer Geist hervor, begabt mit unendlicher Umsicht und scharfem glücklichen Durchschauen: er beherrscht einen unübersehbaren Stoff. Er lebt in der Gegenwart, und wie er vom Schüler sogleich zum Hofmann übergeht, wird er ein freier Encomiast und findet, daß kein besseres Handwerk sei, als mitlebende

Menschen durch Lob zu ergötzen. Fürsten, Veziere, edle und schöne Frauen, Dichter und Musiker schmückt er mit seinem Preis, und weiß auf einen Jeden etwas Zierliches aus dem breiten Weltvorrathe anzuwenden. Wir können daher nicht billig finden, daß man ihm die Verhältnisse, in denen er gelebt und sein Talent genutzt, nach so viel hundert Jahren, zum Verbrechen macht. Was sollte aus dem Dichter werden, wenn es nicht hohe, mächtige, kluge, thätige, schöne und geschickte Menschen gäbe, an deren Vorzügen er sich auferbauen kann? An ihnen, wie die Rebe am Ulmenbaume, wie Epheu an der Mauer, rankt er sich hinauf, Auge und Sinn zu erquicken. Sollte man einen Juvelier schelten, der die Edelgesteine beider Indien zum herrlichen Schmuck trefflicher Menschen zu verwenden sein Leben zubringt? Sollte man von ihm verlangen, daß er das, freilich sehr nützliche, Geschäft eines Straßenpflasterers übernähme? So gut aber unser Dichter mit der Erde stand, ward ihm der Himmel verderblich. Eine bedeutende, das Volk aufregende Weissagung: als werde an einem gewissen Tage ein ungeheurer Sturm das Land verwüsten, traf nicht ein, und der Schach selbst konnte gegen den allgemeinen Unwillen des Hofes und der Stadt seinen Liebling nicht retten. Dieser floh. Auch in entfernter Provinz schützte ihn nur der entschiedene Charakter eines freundlichen Statthalters. —

Die Ehre der Astrologie kann jedoch gerettet werden, wenn man annimmt, daß die Zusammenkunft so vieler Planeten in einem Zeichen auf die Zukunft von Dschengis Chan hindeute, welcher in Persien mehr Verwüstung anrichtete, als irgend ein Sturmwind hätte bewirken können.

535.

Nisami. (Stirbt 1180) Ein zarter, hochbegabter Geist, der, wenn Firdusi die sämmtlichen Heldenüberlieferungen erschöpfte, nunmehr die lieblichsten Wechselwirkungen innigster Liebe zum Stoffe seiner Gedichte wählt. Medschnun und Leila, Chosru und Schirin, Liebespaare, führt er vor; durch Ahnung, Geschick, Natur, Gewohnheit, Neigung, Leidenschaft für einander bestimmt, sich entschieden gewogen; dann aber durch Grille, Eigensinn, Zufall Nöthigung und Zwang getrennt, eben so wunderlich wieder zusammengeführt und am Ende doch wieder auf eine oder die andere Weise weggerissen und geschieden. Aus diesen Stoffen und ihrer Behandlung erwächst die Erregung einer ideellen Sehnsucht. Befriedigung finden wir nirgends. Die Anmuth ist groß, die Mannigfaltigkeit unendlich. Auch in seinen andern, unmittelbar moralischem Zwecke gewidmeten, Gedichten athmet gleiche liebenswürdige Klarheit. Was auch

dem Menschen Zweideutiges begegnen mag, führt er jederzeit wieder an's Praktische heran, und findet in einem sittlichen Thun, allen Räthseln die beste Auflösung. Uebrigens führt er, seinem ruhigen Geschäft gemäß, ein ruhiges Leben unter den Seldschugiden und wird in seiner Vaterstadt Gendsche begraben.

536.

Dschelaleddin Rumi. (Stirbt 1262.) Er begleitet seinen Vater, der, wegen Verdrießlichkeiten mit dem Sultan, sich von Balch hinweg begiebt, auf dem langen Reisezuge. Unterwegs nach Mekka treffen sie Attar, der ein Buch göttlicher Geheimnisse dem Jünglinge verehrt und ihn zu heiligen Studien entzündet. Hierbei ist so viel zu bemerken: daß der eigentliche Dichter die Herrlichkeit der Welt in sich aufzunehmen berufen ist, und deshalb immer eher zu loben als zu tadeln geneigt sein wird. Daraus folgt, daß er den würdigsten Gegenstand aufzufinden sucht, und, wenn er Alles durchgegangen, endlich sein Talent am liebsten zu Preis und Verherrlichung Gottes anwendet. Besonders aber liegt dieses Bedürfniß dem Orientalen am nächsten, weil er immer dem Ueberschwenglichen zustrebt, und solches bei Betrachtung der Gottheit in größter Fülle gewahr zu werden glaubt, so wie ihm denn bei jeder Ausführung Nie-

mand Uebertriebenheit Schuld geben darf. Schon der sogenannte Mahomedanische Rosenkranz, wodurch der Name Allah mit neun und neunzig Eigenschaften verherrlicht wird, ist eine solche Lob- und Preis-Litaney. Bejahende, verneinende Eigenschaften bezeichnen das unbegreiflichste Wesen; der Anbeter staunt, ergiebt und beruhigt sich. Und wenn der weltliche Dichter die ihm vorschwebenden Vollkommenheiten an vorzügliche Personen verwendet, so flüchtet sich der Gottergebene in das unpersönliche Wesen, das von Ewigkeit her Alles durchdringt. So flüchtete sich Attar vom Hofe zur Beschaulichkeit, und Dschelaleddin, ein reiner Jüngling, der sich so eben auch vom Fürsten und der Hauptstadt entfernte, war um desto eher zu tieferen Studien zu entzünden. Nun ziehet er mit seinem Vater, nach vollbrachten Wallfahrten, durch Klein-Asien; sie bleiben zu Iconium. Dort lehren sie, werden verfolgt, vertrieben, wieder eingesetzt, und liegen daselbst, mit einem ihrer treuesten Lehrgenossen, begraben. Indessen hatte Dschengis Chan Persien erobert, ohne den ruhigen Ort ihres Aufenthaltes zu berühren.

Nach obiger Darstellung wird man diesem großen Geiste nicht verargen, wenn er sich in's Abstruse gewendet. Seine Werke sehen etwas bunt aus: Geschichtchen, Mährchen, Parabeln, Legenden, Anekdoten,

Beispiele, Probleme behandelt er, um eine geheimnißvolle Lehre eingängig zu machen, von der er selbst keine deutliche Rechenschaft zu geben weiß. Unterricht und Erhebung ist sein Zweck, im Ganzen aber sucht er durch die Einheitslehre alle Sehnsucht, wo nicht zu erfüllen doch aufzulösen und anzudeuten, daß im göttlichen Wesen zuletzt Alles untertauche und sich verkläre.

537.

Saadi. (Stirbt 1291, alt 102 Jahre.) Gebürtig von Schiras, studirte zu Bagdad, wird als Jüngling durch Liebesunglück zum unstäten Leben eines Derwisch bestimmt. Wallfahrtete funfzehnmal nach Mekka, gelangt auf seinen Wanderungen nach Indien und Klein-Asien, ja als Gefangener der Kreuzfahrer in's Westland. Er übersteht wundersame Abenteuer, erwirbt aber schöne Länder- und Menschenkenntniß. Nach dreißig Jahren zieht er sich zurück, bearbeitet seine Werke, und macht sie bekannt. Er lebt und webt in einer großen Erfahrungsbreite und ist reich an Anekdoten, die er mit Sprüchen und Versen ausschmückt. Leser und Hörer zu unterrichten ist sein entschiedener Zweck. Sehr eingezogen in Schiras, erlebt er das hundert und zweite Jahr und wird daselbst begraben. Dschenschis Nachkommen hatten

Iran zum eignen Reiche gebildet, in welchem sich ruhig wohnen ließ.

538.

Hafis. [Stirbt 1389.] Wer sich noch aus der Hälfte des vorigen Jahrhunderts erinnert, wie unter den Protestanten Deutschlands nicht allein Geistliche, sondern auch wohl Laien gefunden wurden, welche mit den heiligen Schriften sich dergestalt bekannt gemacht, daß sie, als lebendige Concordanz, von allen Sprüchen, wo und in welchem Zusammenhange sie zu finden, Rechenschaft zu geben sich geübt hatten, die Hauptstellen aber auswendig wußten und solche zu irgend einer Anwendung immerfort bereit hielten; der wird zugleich gestehen: daß für solche Männer eine große Bildung daraus erwachsen mußte, weil das Gedächtniß, immer mit würdigen Gegenständen beschäftigt, dem Gefühle, dem Urtheile, reinen Stoff zu Genuß und Behandlung aufbewahrte. Man nannte sie bibelfest, und ein solcher Beiname gab eine vorzügliche Würde und unzweideutige Empfehlung. Das, was nun bei uns Christen aus natürlicher Anlage und gutem Willen entsprang, war bei den Mahomedanern Pflicht: denn indem es einem solchen Glaubensgenossen zum höchsten Verdienst gereichte, Abschriften des Korans selbst zu vervielfältigen oder vervielfältigen zu

lassen, so war es kein geringeres, denselben auswendig zu lernen, um bei jedem Anlaß die gehörigen Stellen anführen, Erbauung befördern, Streitigkeit schlichten zu können. Man benannte solche Personen mit dem Ehrentitel Hafis, und dieser ist unserm Dichter, als bezeichnender Hauptname, geblieben. — Nun ward, gar bald nach seinem Ursprunge, der Koran ein Gegenstand der unendlichsten Auslegungen, gab Gelegenheit zu den spitzfindigsten Subtilitäten, und, indem er die Sinnesweise eines Jeden aufregte, entstanden grenzenlos abweichende Meinungen, verrückte Combinationen, ja die unvernünftigsten Beziehungen aller Art wurden versucht, so daß der eigentlich geistreiche, verständige Mann eifrig bemüht sein mußte, um nur wieder auf den Grund des reinen guten Textes zurück zu gelangen. Daher finden wir denn auch in der Geschichte des Islam Auslegung, Anwendung und Gebrauch oft bewundernswürdig. Zu einer solchen Gewandtheit war das schönste dichterische Talent erzogen und heran gebildet; ihm gehörte der ganze Koran und was für Religionsgebäude man darauf gegründet, war ihm kein Räthsel. Er sagt selbst:

„Durch den Koran hab' ich Alles,
Was mir je gelang, gemacht."

Als Derwisch, Sofi, Scheich lehrte er in seinem Ge-

burtsorte Schiras, auf welchen er sich beschränkte, wohl gelitten und geschätzt von der Familie Mosaffer und ihren Beziehungen. Er beschäftigte sich mit theologischen und grammatikalischen Arbeiten, und versammelte eine große Anzahl Schüler um sich her. Mit solchen ernsten Studien, mit einem wirklichen Lehramte, stehen seine Gedichte völlig im Widerspruch, der sich wohl dadurch heben läßt, wenn man sagt: daß der Dichter nicht geradezu Alles denken und leben müsse, was er ausspricht, am wenigsten derjenige, der in späterer Zeit in verwickelte Zustände geräth, wo er sich immer der rhetorischen Verstellung nähern und Dasjenige vortragen wird, was seine Zeitgenossen gerne hören. Dies scheint uns bei Hafis durchaus der Fall. Denn wie ein Mährchen-Erzähler auch nicht an die Zaubereien glaubt, die er vorspiegelt, sondern sie nur auf's Beste zu beleben und auszustatten gedenkt, damit seine Zuhörer sich daran ergetzen, eben so wenig braucht gerade der lyrische Dichter dasjenige Alles selbst auszuüben, womit er hohe und geringe Leser und Sänger ergetzt und beschmeichelt. Auch scheint unser Dichter keinen großen Werth auf seine so leicht hinfließenden Lieder gelegt zu haben, denn seine Schüler sammelten sie erst nach seinem Tode. Nur wenig sagen wir von diesen Dichtungen, weil man sie genießen, sich damit in Einklang setzen sollte. Aus ihnen strömt eine fortquellende, mäßige Leben=

digkeit. Im Engen genügsam froh und klug, von der Fülle der Welt seinen Theil dahin nehmend, in die Geheimnisse der Gottheit von fern hinein blickend, dagegen aber auch einmal Religionsübung und Sinnenlust ablehnend, Eins wie das Andere; wie denn überhaupt diese Dichtart, was sie auch zu befördern und zu lehren scheint, durchaus eine sceptische Beweglichkeit behalten muß.

539.

Dschami, [stirbt 1494, alt 82 Jahre], faßt die ganze Ernte der bisherigen Bemühungen zusammen, und zieht die Summe der religiösen, philosophischen, wissenschaftlichen, prosaisch-poetischen Cultur. Er hat einen großen Vortheil, drei und zwanzig Jahre nach Hafis geboren zu werden und als Jüngling abermals ein ganz freies Feld vor sich zu finden. Die größte Klarheit und Besonnenheit ist sein Eigenthum. Nun versucht und leistet er Alles, erscheint sinnlich und übersinnlich zugleich; die Herrlichkeit der wirklichen und Dichterwelt liegt vor ihm, er bewegt sich zwischen beiden. Die Mystik konnte ihn nicht anmuthen; weil er aber ohne dieselbe den Kreis des National-Interesses nicht ausgefüllt hätte, so giebt er historisch Rechenschaft von allen den Thorheiten, durch welche, stufenweise, der in seinem irdischen

Wesen befangene Mensch sich der Gottheit unmittelbar anzunähern und sich zuletzt mit ihr zu vereieinigen gedenkt; da denn doch zuletzt nur widernatürliche und widergeistige, große Gestalten zum Vorscheine kommen. Denn was thut der Mystiker anders, als daß er sich an Problemen vorbei schleicht, oder sie weiter schiebt, wenn es sich thun läßt?

540.

Uebersicht.

Man hat aus der sehr schicklich-geregelten Folge der sieben ersten römischen Könige schließen wollen, daß diese Geschichte klüglich und absichtlich erfunden sei, welches wir dahin gestellt seyn lassen; dagegen aber bemerken, daß die sieben Dichter, welche von dem Perser für die ersten gehalten werden, und innerhalb eines Zeitraums von fünfhundert Jahren nach und nach erscheinen, wirklich ein ethisch-poetisches Verhältniß gegen einander haben, welches uns erdichtet scheinen könnte, wenn nicht ihre hinterlassenen Werke von ihrem wirklichen Dasein das Zeugniß gäben. Betrachten wir aber dieses Siebengestirn genauer, wie es uns aus der Ferne vergönnt seyn mag; so finden wir, daß sie Alle ein fruchtbares, immer sich erneuendes Talent besaßen, wodurch sie sich über die Mehrzahl sehr vor-

züglicher Männer, über die Unzahl mittlerer, täglicher Talente erhoben sahen; dabei aber auch in eine besondere Zeit, in eine Lage gelangten, wo sie eine große Ernte glücklich wegnehmen, und gleich-talentvollen Nachkommen sogar die Wirkung auf eine Zeit lang verkümmern durften, bis wieder ein Zeitraum verging, in welchem die Natur dem Dichter neue Schätze abermals aufschließen konnte. In diesem Sinne nehmen wir die Dargestellten einzeln nochmals durch und bemerken: daß Firdusi die ganzen vergangenen Staats- und Reichsereignisse, fabelhaft oder historisch aufbehalten, vorwegnahm, so, daß einem Nachfolger nur Bezug und Anmerkung, nicht aber neue Behandlung und Darstellung übrig blieb. — Enveri hielt sich fest an der Gegenwart. Glänzend und prächtig, wie die Natur ihm erschien, freud- und gabenvoll erblickt er auch den Hof seines Schahs; beide Welten und ihre Vorzüge mit den lieblichsten Worten zu verknüpfen, war Pflicht und Behagen. Niemand hat es ihm hierin nachgethan. — Nisami griff mit freundlicher Gewalt Alles auf, was von Liebes- und Halbwunderlegende in seinem Bezirk vorhanden sein mochte. Schon im Koran war die Andeutung gegeben, wie man uralte lakonische Ueberlieferungen zu eigenen Zwecken behandelt, ausführen und in gewisser Weitläufigkeit könne ergetzlich machen.

Dschelaleddin Rumi findet sich unbehaglich auf dem problematischen Boden der Wirklichkeit, und sucht die Räthsel der inneren und äußeren Erscheinungen auf geistige, geistreiche Weise zu lösen, daher sind seine Werke neue Räthsel, neuer Auflösungen und Commentare bedürftig. Endlich fühlt er sich gedrungen, in die Alleinigkeits-Lehre zu flüchten, wodurch so viel gewonnen als verloren wird, und zuletzt das, so tröstliche als untröstliche, Zero übrig bleibt. Wie sollte nun irgend eine Rede-Mittheilung poetisch oder prosaisch weiter gelingen? Glücklicher Weise wird Saadi, der Treffliche, in die weite Welt getrieben, mit grenzenlosen Einzelnheiten der Empirie überhäuft, denen er allen Etwas abzugewinnen weiß. Er fühlt die Nothwendigkeit sich zu sammeln, überzeugt sich von der Pflicht zu belehren, und so ist er uns Westländern zuerst fruchtbar und segenreich geworden. — Hafis, ein großes heiteres Talent, das sich begnügt, Alles abzuweisen, wonach die Menschen begehren, Alles bei Seite zu schieben, was sie nicht entbehren mögen, und dabei immer als lustiger Bruder ihres Gleichen erscheint. Er läßt sich nur in seinem National- und Zeitkreise richtig anerkennen. So bald man ihn aber gefaßt hat, bleibt er ein lieblicher Lebensgeleiter. Wie ihn denn auch noch jetzt, unbewußt mehr als bewußt, Kameel- und Maulthier-Treiber fortsingen, keineswegs um des Sinnes halber, den er

selbst muthwillig zerstückelt, sondern der Stimmung wegen, die er ewig rein und erfreulich verbreitet. Wer konnte denn nun auf diesen folgen, da alles Andere von den Vorgängern weggenommen war? als Dschami, Allem gewachsen, was vor ihm geschehen und neben ihm geschah; wie er nun dies Alles zusammen in Garben band, nachbildete, erneuerte, erweiterte, mit der größten Klarheit die Tugenden und Fehler seiner Vorgänger in sich vereinigte, so blieb der Folgezeit nichts übrig, als zu sein wie er, in so fern sie sich nicht verschlimmerte; und so ist es denn auch drei Jahrhunderte hindurch geblieben. Wobei wir nur noch bemerken, daß, wenn früher oder später das Drama hätte durchbrechen, und ein Dichter dieser Art sich hervorthun können, der ganze Gang der Literatur eine andere Wendung genommen hätte. Wagten wir nun mit diesem Wenigen fünfhundert Jahre persischer Dicht= und Rede=Kunst zu schildern; so sei es, um mit Quintilian unserm alten Meister zu reden, von Freunden aufgenommen in dieser Art, wie man runde Zahlen erlaubt, nicht um genauer Bestimmung willen, sondern um etwas Allgemeines, Bequemlichkeitshalber, annähernd auszusprechen.

541.

Allgemeines.

Die Fruchtbarkeit und Mannigfaltigkeit der persischen Dichter entspringt aus einer unübersehbaren Breite der Außenwelt und ihrem unendlichen Reichthum. Ein immer bewegtes öffentliches Leben, in welchem alle Gegenstände gleichen Werth haben, wogt vor unserer Einbildungskraft, deswegen uns ihre Vergleichungen oft so sehr auffallend und mißbeliebig sind. Ohne Bedenken verknüpfen sie die edelsten und niedrigsten Bilder, an welches Verfahren wir uns nicht so leicht gewöhnen. Sprechen wir es aber aufrichtig aus: ein eigentlicher Lebemann, der frei und praktisch athmet, hat kein ästhetisches Gefühl und keinen Geschmack, ihm genügt Realität im Handeln, Genießen, Betrachten, eben so wie im Dichten; und wenn der Orientale, seltsame Wirkung hervorzubringen, das Ungereimte zusammenreimt, so soll der Deutsche, dem dergleichen wohl auch begegnet, dazu nicht scheel sehen. Die Verwirrung, die durch solche Productionen in der Einbildungskraft entsteht, ist derjenigen zu vergleichen, wenn wir durch einen orientalischen Bazar, durch eine europäische Messe gehen. Nicht immer sind die kostbarsten und niedrigsten Waaren im Raume weit gesondert, sie vermischen sich in

unseren Augen, und oft gewahren wir auch die Fässer, Kisten, Säcke, worin sie transportirt worden. Wie auf einem Obst- und Gemüsemarkte, sehen wir nicht allein Kräuter, Wurzeln und Früchte, sondern auch hier und dort allerlei Arten Abwürflinge, Schalen und Strunke. Ferner kostet es dem orientalischen Dichter nichts, uns von der Erde in den Himmel zu erheben und von da wieder herunter zu stürzen, oder umgekehrt. Dem Aas eines faulenden Hundes versteht Nisami eine sittliche Betrachtung abzulocken, die uns in Erstaunen setzt und erbauet.

Herr Jesus, der die Welt durchwandert,
Ging einst an einem Markt vorbei,
Ein todter Hund lag auf dem Wege,
Geschleppet vor des Hauses Thor,
Ein Haufe stand um's Aas umher
Wie Geier sich um Aeser sammlen.
Der Eine sprach: mir wird das Hirn
Von dem Gestank ganz ausgelöscht.
Der Andere sprach: was braucht es viel
Der Gräber Auswurf bringt nur Unglück.
So sang ein Jeder seine Weise,
Des todten Hundes Leib zu schmähen.
Als nun an Jesus kam die Reih',
Sprach, ohne Schmäh'n, er guten Sinns,

Er sprach aus gütiger Natur:
Die Zähne sind wie Perlen weiß.
Dies Wort macht die Umstehenden,
Durchglühten Muscheln ähnlich, heiß.

Jedermann fühlt sich betroffen, wenn der, so liebevoll als geistreiche Prophet, nach seiner eigensten Weise, Schonung und Nachsicht fordert. Wie kräftig weiß er die unruhige Menge auf sich selbst zurück zu führen, sich des Verwerfens, des Verwünschens zu schämen, unbeachteten Vorzug mit Anerkennung, ja vielleicht mit Neid zu betrachten! Jeder Umstehende denkt nun an sein eigen Gebiß! Schöne Zähne sind überall, besonders auch im Morgenlande, als eine Gabe Gottes hoch angenehm. Ein faulendes Geschöpf wird durch das Vollkommene, was von ihm übrig bleibt, ein Gegenstand der Bewunderung und des frommsten Nachdenkens. Nicht eben so klar und eindringlich wird uns das vortreffliche Gleichniß, womit die Parabel schließt, wir tragen daher Sorge, dasselbe anschaulich zu machen. In Gegenden, wo es an Kalklagern gebricht, werden Muschelschalen zu Bereitung eines höchst nöthigen Baumaterials angewendet und zwischen dürres Reisig geschichtet, von der erregten Flamme durchgeglühet. Der Zuschauer kann sich das Gefühl nicht nehmen, daß diese Wesen, lebendig im Meere sich nährend und wachsend, noch kurz vor-

her der allgemeinen Lust des Daseins nach ihrer Weise genossen, und jetzt, nicht etwa verbrennen, sondern durchgeglühet, ihre völlige Gestalt behalten, wenn gleich alles Lebendige aus ihnen weggetrieben ist. Nehme man nunmehr an, daß die Nacht hereinbricht, und diese organischen Reste dem Auge des Beschauers wirklich glühend erscheinen, so läßt sich kein herrlicheres Bild einer tiefen, heimlichen Seelenqual vor Augen stellen. Will sich Jemand hievon ein vollkommenes Anschauen erwerben, so ersuche er einen Chemiker, ihm Austerschalen in den Zustand der Phosphoreszenz zu versetzen, wo er mit uns gestehen wird, daß ein siedend heißes Gefühl, welches den Menschen durchdringt, wenn ein gerechter Vorwurf ihn, mitten in dem Dünkel eines zutraulichen Selbstgefühls, unerwartet betrifft, nicht furchtbarer auszusprechen sei. Solcher Gleichnisse würden sich zu Hunderten auffinden lassen, die das unmittelbarste Anschauen des Natürlichen, Wirklichen voraussetzen, und zugleich wiederum einen hohen sittlichen Begriff erwecken, der aus dem Grunde eines reinen ausgebildeten Gefühls hervorsteigt. Höchst schätzenswerth ist, bei dieser grenzenlosen Breite, ihre Aufmerksamkeit auf's Einzelne, der scharfe liebevolle Blick, der einem bedeutenden Gegenstand sein eigenthümlichstes abzugewinnen sucht. Sie haben poetische Stillleben, die sich den besten Niederländischen Künstler an die Seite setzen,

ja im Sittlichen sich darüber erheben dürfen. Aus eben dieser Neigung und Fähigkeit werden sie gewisse Lieblingsgegenstände nicht los; kein persischer Dichter ermüdet, die Lampe blendend, die Kerze leuchtend vorzustellen. Eben daher kommt auch die Eintönigkeit die man ihnen vorwirft; aber genau betrachtet, werden die Naturgegenstände bei ihnen zum Surrogat der Mythologie; Rose und Nachtigall nehmen den Platz ein von Apoll und Daphne. Wenn man bedenkt, was ihnen abging, daß sie kein Theater, keine bildende Kunst hatten, ihr dichterisches Talent aber nicht geringer war, als irgend eins von je her, so wird man, ihrer eigensten Welt befreundet, sie immer mehr bewundern müssen.

542

Der höchste Charakter orientalischer Dichtkunst ist, was wir Deutsche Geist nennen, das Vorwaltende des oberen Leitenden; hier sind alle übrige Eigenschaften vereinigt, ohne daß irgend eine, das eigenthümliche Recht behauptend, hervorträte. Der Geist gehört vorzüglich dem Alter, oder einer alternden Weltepoche. Uebersicht des Weltwesens, Ironie, freien Gebrauch der Talente, finden wir in allen Dichtern des Orients. Resultat und Prämisse wird uns zugleich geboten, deshalb sehen wir auch, wie großer Werth

auf ein Wort aus dem Stegreife gelegt wird. Jene Dichter haben alle Gegenstände gegenwärtig, und beziehen die entferntesten Dinge leicht auf einander, daher nähern sie sich auch dem, was wir Witz nennen; doch steht der Witz nicht so hoch, denn dieser ist selbstsüchtig, selbstgefällig, wovon der Geist ganz frei bleibt, deshalb er auch überall genialisch genannt werden kann und muß.

Aber nicht der Dichter allein erfreut sich solcher Verdienste, die ganze Nation ist geistreich, wie aus unzähligen Anekdoten hervortritt. Durch ein geistreiches Wort wird der Zorn eines Fürsten erregt, durch ein anderes wieder besänftigt. Neigung und Leidenschaft leben und weben in gleichem Elemente; so erfinden Behramguhr und Dilara den Reim, Dschemil und Boteinah bleiben bis in's höchste Alter leidenschaftlich verbunden. Die ganze Geschichte der persischen Dichtkunst wimmelt von solchen Fällen. — Wenn man bedenkt, das Nuschirwan, einer der letzten Sassaniden, um die Zeit Mahomed's, mit ungeheuren Kosten die Fabeln des Bidpai, und das Schachspiel aus Indien kommen läßt, so ist der Zustand einer solchen Zeit vollkommen ausgesprochen. Jene, nach dem zu urtheilen, was uns überliefert ist, überbieten einander an Lebensklugheit und freieren Ansichten irdischer Dinge. Des-

halb konnte vier Jahrhunderte später, selbst in der ersten besten Epoche persischer Dichtkunst, keine vollkommen-reine Naivetät statt finden. Die große Breite der Umsicht, die vom Dichter gefordert ward, das gesteigerte Wissen, die Hof- und Kriegsverhältnisse, Alles verlangte große Besonnenheit.

543.

Neuere, Neueste.

Nach Weise von Dschami und seiner Zeit, vermischten folgende Dichter Poesie und Prosa immer mehr, so daß für alle Schreibarten nur ein Styl angewendet wurde. Geschichte, Poesie, Philosophie, Kanzellei- und Briefstyl, Alles wird auf gleiche Weise vorgetragen, und so geht es nun schon drei Jahrhunderte fort.

Die persische Dichtkunst aber, und was ihr ähnlich ist, wird von dem Westländer niemals ganz rein, mit vollem Behagen aufgenommen werden; worüber wir aufgeklärt sein müssen, wenn uns der Genuß daran nicht unversehens gestört werden soll. Es ist aber nicht die Religion die uns von jener Dichtkunst entfernt. Die Einheit Gottes, Ergebung in seinen Willen, Vermittlung durch einen Propheten, Alles

stimmt mehr oder weniger mit unserm Glauben, mit unserer Vorstellungsweise überein. Unsere heiligen Bücher liegen auch dort, ob nur gleich legendenweis, zum Grunde. In die Mährchen jener Gegend, Fabeln, Parabeln, Anekdoten, Witz- und Scherzreden, sind wir längst eingeweiht. Auch ihre Mystik sollte uns ansprechen, sie verdiente wenigstens, eines tiefen und gründlichen Ernstes wegen, mit der unsrigen verglichen zu werden, die in der neuesten Zeit, genau betrachtet, doch eigentlich nur eine charakter- und talentlose Sehnsucht ausdrückt; wie sie sich denn schon selbst parodirt, zeuge der Vers:

Mir will ewiger Durst nur frommen
Nach dem Durste.

544.

Was aber dem Sinne der Westländer niemals eingehen kann, ist die geistige und körperliche Unterwürfigkeit unter seinen Herren und Oberen, die sich von uralten Zeiten herschreibt, indem Könige zuerst an die Stelle Gottes traten. Im alten Testamente lesen wir ohne sonderliches Befremden, wenn Mann und Weib vor Priester und Helden sich auf's Angesicht niederwirft und anbetet, denn dasselbe sind sie vor den Elohim zu thun gewohnt. Was zuerst aus natür-

lichem frommen Gefühl geschah, verwandelte sich später in umständliche Hofsitte. Der Ku=tou, das dreimalige Niederwerfen dreimal wiederholt, schreibt sich dort her. Wie viele westliche Gesandtschaften an östlichen Höfen sind an dieser Ceremonie gescheitert, und die persische Poesie kann im Ganzen bei uns nicht gut aufgenommen werden, wenn wir uns hierüber nicht vollkommen deutlich machen.

Diese Betrachtungen aber werden das Urtheil über persische Dichter und Enkomiasten zur Milde bewegen, indem zugleich unsere früheren Aeußerungen hierdurch bestätigt sind: in gefährlicher Zeit nämlich komme bei'm Regiment Alles darauf an, daß der Fürst nicht allein seine Unterthanen beschützen, sondern sie auch persönlich gegen den Feind anführen könne. Zu dieser, bis auf die neuesten Tage sich bestätigenden, Wahrheit lassen sich uralte Beispiele finden; wie wir denn das Reichsgrundgesetz anführen, welches Gott dem israelitischen Volke, mit dessen allgemeiner Zustimmung, in dem Augenblick ertheilt, da es ein für allemal einen König wünscht. Wir setzen diese Constitution, die uns freilich heut zu Tage etwas wunderlich scheinen möchte, wörtlich hierher.

„Und Samuel verkündigte dem Volke das Recht des Königs, den sie von dem Herrn forderten:

das wird des Königs Recht sein, der über euch herrschen wird: Eure Söhne wird er nehmen zu seinen Wagen und Reitern, die vor seinem Wagen hertraben, und zu Hauptleuten über Tausend und über Funfzig, und zu Ackerleuten, die ihm seinen Acker bauen, und zu Schnittern in seiner Ernte, und daß sie seinen Harnisch, und was zu seinem Wagen gehört, machen. Eure Töchter aber wird er nehmen, daß sie Apothekerinnen, Köchinnen und Bäckerinnen sein. Eure beste Aecker und Weinberge und Obstgärten wird er nehmen, und seinen Knechten geben. Dazu von eurer Saat und Weinbergen, wird er den Zehenden nehmen und seinen Kämmerern und Knechten geben. Und eure Knechte und Mägde und eure feinesten Jünglinge und eure Esel wird er nehmen, und seine Geschäfte damit ausrichten. Von euren Heerden wird er den Zehenden nehmen: und ihr müsset seine Knechte sein."

Als nun Samuel dem Volke das Bedenkliche einer solchen Uebereinkunft zu Gemüthe führen und ihnen abrathen will, ruft es einstimmig: „Mit nichten, sondern es soll ein König über uns sein; daß wir auch sein, wie alle andere Heiden, daß uns unser König richte, und vor uns her ausziehe, wenn wir unsere Kriege führen." In diesem Sinne spricht der Perser:

Mit Rath und Schwert umfaßt und schützet Er das Land;
Umfassende und Schirmer stehn in Gottes Hand.

Ueberhaupt pflegt man bei Beurtheilung der verschiedenen Regierungsformen nicht genug zu beachten, daß in allen, wie sie auch heißen, Freiheit und Knechtschaft zugleich polarisch existire. Steht die Gewalt bei Einem, so ist die Menge unterwürfig, ist die Gewalt bei der Menge, so steht der Einzelne im Nachtheile; dieses geht denn durch alle Stufen durch, bis sich vielleicht irgendwo ein Gleichgewicht, jedoch nur auf kurze Zeit, finden kann. Dem Geschichtsforscher ist es kein Geheimniß; in bewegten Augenblicken des Lebens jedoch kann man darüber nicht in's Klare kommen. Wie man denn niemals mehr von Freiheit reden hört, als wenn eine Parthei die andere unterjochen will, und es auf weiter nichts angesehen ist, als daß Gewalt, Einfluß und Vermögen aus einer Hand in die andere gehen sollen. Freiheit ist die leise Parole heimlich Verschworner, das laute Feldgeschrei der öffentlich Umwälzenden, ja das Losungswort der Despotie selbst, wenn sie ihre unterjochte Masse gegen den Feind anführt, und ihr von auswärtigem Drucke Erlösung auf alle Zeiten verspricht.

Doch so verfänglich-allgemeiner Betrachtung wollen wir uns nicht hingeben, vielmehr in den Orient zurückwandern und schauen, wie die menschliche Natur, die immer unbezwinglich bleibt, sich dem äußersten Drucke entgegen setzt; und da finden wir denn überall, daß der Frei- und Eigensinn der Einzelnen sich gegen die Allgewalt des Einen in's Gleichgewicht stellt; sie sind Sclaven, aber nicht unterworfen, sie erlauben sich Kühnheit ohne gleichen. Bringen wir ein Beispiel aus den älteren Zeiten, begegnen wir uns zu einem Abendgelag in das Zelt Alexanders, dort treffen wir ihn mit den Seinigen in lebhaften, heftigen, ja wilden Wechselreden.

Clitus, Alexanders Milchbruder, Spiel- und Kriegsgefährte, verliert zwei Brüder im Felde, rettet dem Könige das Leben, zeigt sich als bedeutender General, treuer Statthalter wichtiger Provinzen. Die angemaßte Gottheit des Monarchen kann er nicht billigen; er hat ihn herankommen sehen, dienst- und hülfsbedürftig gekannt; einen inneren hypochondrischen Widerwillen mag er nähren, seine Verdienste vielleicht zu hoch anschlagen.

Die Tischgespräche an Alexanders Tafel mögen immer von großer Bedeutung gewesen sein, alle Gäste waren tüchtige, gebildete Männer, Alle zur

Zeit des höchsten Rednerglanzes in Griechenland geboren. Gewöhnlich mochte man sich nüchterner Weise bedeutende Probleme aufgeben, wählen, oder zufällig ergreifen, und solche sophistisch-rednerisch mit ziemlichem Bewußtsein gegen einander behaupten. Wenn denn aber doch ein jeder die Parthei vertheidigte der er zugethan war, Trunk und Leidenschaft sich wechselsweise steigerten; so mußte es zuletzt zu gewaltsamen Scenen hinauslaufen. Auf diesem Wege begegnen wir der Vermuthung, daß der Brand von Persepolis nicht blos aus einer rohen, absurden Völlerei entglommen sei, vielmehr aus einem solchen Tischgespräch aufgeflammt, wo die eine Parthei behauptete, man müsse die Perser, da sie einmal überwunden, auch nunmehr schonen; die andere aber, das schonungslose Verfahren der Asiaten in Zerstörung griechischer Tempel, wieder vor die Seele der Gesellschaft führend, durch Steigerung des Wahnsinnes zu trunkener Wuth, die alten königlichen Denkmale in Asche verwandelt. Daß Frauen mitgewirkt, welche immer die heftigsten, unversöhnlichsten Feinde der Feinde sind, macht unsere Vermuthung noch wahrscheinlicher.

Sollte man jedoch hierüber noch einigermaßen zweifelhaft bleiben, so sind wir desto gewisser, was bei jenem Gelage, dessen wir zuerst erwähnten, tödtlichen Zwiespalt veranlaßt habe; die Geschichte be-

wahrt es uns auf. Es war nemlich der immer sich wiederholende Streit zwischen dem Alter und der Jugend. Die Alten, auf deren Seite Clitus argumentirte, konnten sich auf eine folgenreiche Reihe von Thaten berufen, die sie, dem König, dem Vaterlande, dem einmal vorgesteckten Ziele getreu, unablässig mit Kraft und Weisheit ausgeführt. Die Jugend hingegen nahm zwar als bekannt an, daß das Alles geschehen, das viel gethan worden, und daß man wirklich an der Grenze von Indien sei; aber sie gab zu bedenken, wie viel zu thun noch übrig bliebe, erbot sich das Gleiche zu leisten, und eine glänzende Zukunft versprechend, wußte sie den Glanz geleisteter Thaten zu verdunkeln. Daß der König sich auf diese Seite geschlagen, ist natürlich, denn bei ihm konnte vom Geschehenen nicht mehr die Rede sein. Clitus kehrte dagegen seinen heimlichen Unwillen heraus, und wiederholte, in des Königs Gegenwart, Mißreden, die dem Fürsten, als hinter seinem Rücken gesprochen, schon früher zu Ohren gekommen. Alexander hielt sich bewundernswürdig zusammen, doch leider zu lange. Clitus verging sich grenzenlos in widerwärtigen Reden, bis der König aufsprang, den seine Nächsten zuerst festhielten, und Clitus bei Seite brachten. Dieser aber kehrte rasend mit neuen Schmähungen zurück, und Alexander stößt ihn, den Spieß von der Wache ergreifend, nieder.

Was darauf erfolgt, gehört nicht hieher, nur bemerken wir, daß die bitterste Klage des verzweifelnden Königs die Betrachtung enthält, er werde künftig wie ein Thier im Walde, einsam leben, weil Niemand in seiner Gegenwart ein freies Wort hervorzubringen wagen könne. Diese Rede, sie gehöre dem Könige oder dem Geschichtsschreiber, bestätigt dasjenige, was wir oben vermuthet.

Noch im vorigen Jahrhunderte durfte man dem Kaiser von Persien bei Gastmalen unverschämt widersprechen, zuletzt wurde denn freilich der überkühne Tischgenosse bei den Füßen weg, und am Fürsten nahe vorbei geschleppt, ob dieser ihn vielleicht begnadigte? Geschah dieses nicht, hinaus mit ihm und zusammengehauen! — Wie grenzenlos hartnäckig und widersetzlich Günstlinge sich gegen den Kaiser betrugen, wird uns von glaubwürdigen Geschichtsschreibern anekdotenweis überliefert. Der Monarch ist wie das Schicksal, unerbittlich, aber man trotzt ihm. Heftige Naturen verfallen darüber in eine Art Wahnsinn, wovon die wunderlichsten Beispiele vorgelegt werden könnten.

Der obersten Gewalt jedoch, von der Alles herfließt, Wohlthat und Pein, unterwerfen sich mäßige, feste, folgerechte Naturen, um nach ihrer Weise zu leben und zu wirken. Der Dichter aber hat am ersten Ursache sich dem Höchsten, der sein Talent schätzt, zu

widmen. Am Hofe, im Umgange mit Großen, eröffnet sich ihm eine Weltübersicht, deren er bedarf, um zum Reichthum aller Stoffe zu gelangen. Hierin liegt nicht nur Entschuldigung, sondern Berechtigung zu schmeicheln, wie es dem Panegyristen zukommt, der sein Handwerk am besten ausübt, wenn er sich mit der Fülle des Stoffes bereichert, um Fürsten und Veziere, Mädchen und Knaben, Propheten und Heilige, ja zuletzt die Gottheit selbst, menschlicher Weise überfüllt, auszuschmücken. Auch unseren westlichen Dichter loben wir, daß er eine Welt von Putz und Pracht zusammengehäuft, um das Bild seiner Geliebten zu verherrlichen.

545.

Die Ur-Elemente Orientalischer Poesie.

In der arabischen Sprache wird man wenig Stamm- und Wurzelworte finden, die sich, wo nicht unmittelbar, doch mittelst geringer An- und Umbildung nicht auf Kameel. Pferd und Schaf bezögen. Diesen allerersten Natur- und Lebensausdruck dürfen wir nicht einmal tropisch nennen. Alles, was der Mensch natürlich frei ausspricht, sind Lebensbezüge; nun ist der Araber mit Kameel und Pferd so innig verwandt, als Leib mit Seele, ihm kann nichts be-

gegnen, was nicht auch diese Geschöpfe zugleich ergriffe, und ihr Wesen und Wirken mit dem seinigen lebendig verbände. Denkt man zu den obengenannten noch andere Haus- und wilde Thiere hinzu, die dem frei umherziehenden Beduinen oft genug vor's Auge kommen, so wird man auch diese in allen Lebensbeziehungen antreffen. Schreitet man nun so fort und beachtet alles übrige Sichtbare: Berg und Wüste, Felsen und Ebene, Bäume, Kräuter, Blumen, Fluß und Meer, und das vielgestirnte Firmament, so findet man, daß dem Orientalen bei allem Alles einfällt, so das er, über's Kreuz das Fernste zu verknüpfen gewohnt, durch die geringste Buchstaben- und Sylbenbiegung Widersprechendes auseinander herzuleiten kein Bedenken trägt. Hier sieht man, daß die Sprache schon an und für sich productiv ist und zwar, in so fern sie dem Gedanken entgegen kommt, rednerisch, in so fern sie der Einbildungskraft zusagt, poetisch.

Wer nun also, von den ersten nothwendigen Ur-Tropen ausgehend, die freieren und kühneren bezeichnete, bis er endlich zu den gewagtesten, willkührlichsten, ja zuletzt ungeschickten, conventionellen und abgeschmackten, gelangte, der hätte sich von den Hauptmomenten der orientalischen Dichtkunst eine freie Uebersicht verschafft. Er würde aber dabei sich leicht überzeugen, daß von dem, was wir Geschmack nennen,

von der Sonderung nämlich des Schicklichen vom Unschicklichen, in jener Literatur gar nicht die Rede sein könne. Ihre Tugenden lassen sich nicht von ihren Fehlern trennen. Beide beziehen sich auf einander, entspringen aus einander, und man muß sie gelten lassen, ohne Mäkeln und Markten. Nichts ist unerträglicher, als wenn Reiske und Michaelis jene Dichter bald in den Himmel heben, bald wieder wie einfältige Schulknaben behandeln.

Dabei läßt sich jedoch auffallend bemerken, daß die ältesten Dichter, die zuerst am Naturquell der Eindrücke lebten, und ihre Sprache dichtend bildeten, sehr große Vorzüge haben müssen; diejenigen, die in eine schon durchgearbeitete Zeit, in verwickelte Verhältnisse kommen, zeigen zwar immer dasselbe Bestreben, verlieren aber allmählig die Spur des Rechten und Lobenswürdigen. Denn wenn sie nach entfernten und immer entfernteren Tropen haschen, so wird es barer Unsinn, höchstens bleibt zuletzt nichts weiter als der allgemeinste Begriff unter welchem die Gegenstände allenfalls möchten zusammen zu fassen sein, der Begriff, der alles Anschauen, und somit die Poesie selbst aufhebt.

546.

Uebergang von Tropen zu Gleichnissen.

Weil nun alles Vorgesagte auch von den nahen verwandten Gleichnissen gilt, so wäre durch einige Beispiele unsere Behauptung zu bestätigen. Man siehet den im freien Felde aufwachenden Jäger, der die aufgehende Sonne einem Falken vergleicht:

That und Leben mir die Brust durchdringen,
Wieder auf den Füßen steh' ich fest:
Denn der goldne Falke, breiter Schwingen,
Ueberschwebet sein azurnes Nest.

Oder noch prächtiger einem Löwen:

Morgendämmerung wandte sich in's Helle,
Herz und Geist auf einmal wurden froh,
Als die Nacht, die schüchterne Gazelle,
Vor dem Dräu'n des Morgenlöwens floh.

Wie muß uicht Marko Polo, der Alles dieses und mehr geschaut, solche Gleichnisse bewundert haben! Unaufhörlich finden wir den Dichter wie er mit Locken spielt.

Es stecken mehr als funfzig Angeln
In jeder Locke deiner Haare;

ist höchst lieblich an ein schönes lockenreiches Haupt gerichtet, die Einbildungskraft hat nichts dawider, sich die Haarspitzen hakenartig zu denken. Wenn aber der Dichter sagt, daß er an Haaren aufgehängt sei, so will es uns nicht recht gefallen. Wenn es nun aber gar vom Sultan heißt:

In deiner Locken Banden liegt
Des Feindes Hals verstrickt;

so giebt es der Einbildungskraft entweder ein widerlich Bild oder gar keins.

Daß wir von Wimpern gemordet werden, möchte wohl angehen, aber an Wimpern gespießt sein, kann uns nicht behagen; wenn ferner Wimpern, gar mit Besen verglichen, die Sterne vom Himmel herabkehren, so wird es uns doch zu bunt. Die Stirn der Schönen als Glättstein der Herzen; das Herz des Liebenden als Geschiebe von Thränenbächen fortgerollt und abgerundet; dergleichen mehr witzige als gefühlvolle Wagnisse nöthigen uns ein freundliches Lächeln ab. Höchst geistreich aber kann genannt werden, wenn der Dichter die Feinde des Schachs wie Zeltenbehör behandelt wissen will.

Seien sie stets wie Späne gespalten, wie Lappen zerrissen!
Wie die Nägel geklopft! und wie die Pfähle gesteckt!

Hier sieht man den Dichter im Hauptquartier; das immer wiederholte Ab- und Aufschlagen des Lagers schwebt ihm vor der Seele.

Aus diesen wenigen Beispielen, die man in's Unendliche vermehren könnte, erhellet, daß keine Grenze zwischen dem, was in unserem Sinne lobenswürdig und tadelhaft heißen möchte, gezogen werden könne, weil ihre Tugenden ganz eigentlich die Blüthen ihrer Fehler sind. Wollen wir an diesen Productionen der herrlichsten Geister Theil nehmen, so müssen wir uns orientalisiren, der Orient wird nicht zu uns herüber kommen. Und obgleich Uebersetzungen höchst löblich sind um uns anzulocken, einzuleiten, so ist doch aus allem Vorigen ersichtlich, daß in dieser Literatur die Sprache als Sprache die erste Rolle spielt. Wer möchte sich nicht mit diesen Schätzen an der Quelle bekannt machen!

Bedenken wir nun, daß poetische Technik den größten Einfluß auf jede Dichtungsweise nothwendig ausübe; so finden wir auch hier, daß die zweizeilig gereimten Verse der Orientalen einen Parallelismus fordern, welcher aber, statt den Geist zu sammeln, denselben zerstreut, indem der Reim auf ganz fremdartige Gegenstände hinweist. Dadurch erhalten ihre Gedichte einen Anstrich von Quodlibet, oder vorgeschriebenen

Endreimen, in welcher Art etwas Vorzügliches zu leisten freilich die ersten Talente gefordert werden. Wie nun hierüber die Nation streng geurtheilt hat, sieht man daran, daß sie in fünfhundert Jahren nur sieben Dichter als ihre Obersten anerkennt.

547.

Warnung.

Auf Alles, was wir bisher geäußert, können wir uns wohl berufen, als Zeugniß besten Willens gegen orientalische Dichtkunst. Wir dürfen es daher wohl wagen, Männern, denen eigentlich nähere, ja unmittelbare Kenntniß dieser Regionen gegönnt ist, mit einer Warnung entgegen zu gehen, welche den Zweck, allen möglichen Schaden von einer so guten Sache abzuwenden, nicht verläugnen wird.

Jedermann erleichtert sich durch Vergleichung das Urtheil, aber man erschwert sich's auch: denn wenn ein Gleichniß, zu weit durchgeführt, hinkt, so wird ein vergleichendes Urtheil immer unpassender, je genauer man es betrachtet. Wir wollen uns nicht zu weit verlieren, sondern im gegenwärtigen Falle nur so viel sagen: wenn der vortreffliche Jones die orientalischen Dichter mit Lateinern und Griechen ver-

gleicht, so hat er seine Ursachen, das Verhältniß zu England und den dortigen Altkritikern nöthigt ihn dazu. Er selbst, in der strengsten classischen Schule gebildet, begriff wohl das ausschließende Vorurtheil, das nichts wollte gelten lassen, als was von Rom und Athen her auf uns vererbt worden. Er kannte, schätzte, liebte seinen Orient, und wünschte dessen Productionen in Alt-England einzuführen, einzuschwärzen, welches nicht anders als unter dem Stempel des Alterthums zu bewirken war. Dieses Alles ist gegenwärtig ganz unnöthig, ja schädlich. Wir wissen die Dichtart der Orientalen zu schätzen, wir gestehen ihnen die größten Vorzüge zu, aber man vergleiche sie mit sich selbst, man ehre sie in ihrem eignen Kreise, und vergesse doch dabei, daß es Griechen und Römer gegeben. — Niemand doch verarge man, welchem Horaz bei Hafis einfällt. Hierüber hat ein Kenner sich bewundernswürdig erklärt, so daß dieses Verhältniß nunmehr ausgesprochen, und für immer abgethan ist. Er sagt nämlich:

„Die Aehnlichkeit Hafisens mit Horaz in den Ansichten des Lebens ist auffallend, und möchte einzig nur durch Aehnlichkeit der Zeitalter, in welchen beide Dichter gelebt, wo, bei Zerstörung aller Sicherheit des bürgerlichen Daseins, der Mensch sich auf flüchtigen, gleichsam wie im Vorübergehen gehaschten Genuß des Lebens beschränkt, zu erklären sein."

Was wir aber inständig bitten, ist, daß man Firdusi nicht mit Homer vergleiche, weil er in jedem Sinne, dem Stoff, der Form, der Behandlung nach, verlieren muß. Wer sich hiervon überzeugen will, vergleiche die furchtbare Monotonie der sieben Abenteuer des Isfendiar mit dem drei und zwanzigsten Gesange der Ilias, wo, zur Todtenfeier Patroklos, die mannigfaltigsten Preise, von den verschiedenartigsten Helden, auf die verschiedenste Art gewonnen werden. Haben wir Deutsche nicht unseren herrlichen Nibelungen durch solche Vergleichung den größten Schaden gethan? So höchst erfreulich sie sind, wenn man sich in ihren Kreis recht einbürgert, und Alles vertraulich und dankbar aufnimmt, so wunderlich erscheinen sie, wenn man sie nach einem Maaßstabe mißt, den man niemals bei ihnen anschlagen sollte.

Es gilt ja schon dasselbe von dem Werke eines einzigen Autors, der viel, mannigfaltig und lange geschrieben. Ueberlasse man doch der gemeinen unbehülflichen Menge, vergleichend zu loben, zu wählen und zu verwerfen. Aber die Lehrer des Volks müssen auf einen Standpunkt treten, wo eine allgemeine deutliche Uebersicht, reinem unbewundenen Urtheil zu Statten kommt.

548.

Vergeichung.

Da wir nun so eben bei dem Urtheil über Schriftsteller alle Vergleichung abgelehnt, so möchte man sich wundern, wenn wir unmittelbar darauf von einem Falle sprechen, in welchen wir sie zulässig finden. Wir hoffen jedoch, daß man uns diese Ausnahme darum erlauben werde, weil der Gedanke nicht uns, vielmehr einem Dritten angehört. Ein Mann, der des Orients Breite, Höhen und Tiefen durchdrungen, findet, daß kein deutscher Schriftsteller sich den östlichen Poeten und sonstigen Verfassern mehr als Jean Paul Richter genähert habe; dieser Ausspruch schien zu bedeutend, als daß wir ihm nicht gehörige Aufmerksamkeit hätten widmen sollen; auch können wir unsere Bemerkungen darüber um so leichter mittheilen, als wir uns nur auf das oben weitläufig Durchgeführte beziehen dürfen.

Allerdings zeugen, um von der Persönlichkeit anzufangen, die Werke des genannten Freundes von einem verständigen, umschauenden, einsichtigen, unterrichteten, ausgebildeten und dabei wohlwollenden, frommen Sinne. Ein so begabter Geist blickt, nach eigentlichst orientalischer Weise, munter und kühn

in seiner Welt umher, erschafft die seltsamsten Bezüge, verknüpft das Unverträgliche, jedoch dergestalt, daß ein geheimer ethischer Faden sich mitschlinge, wodurch das Ganze zu einer gewissen Einheit geleitet wird. — Wenn wir nun vor kurzem die Natur-Elemente, woraus die älteren und vorzüglichsten Dichter des Orients ihre Werke bildeten, angedeutet und bezeichnet, so werden wir uns deutlich erklären, indem wir sagen: daß, wenn jene in einer frischen, einfachen Region gewirkt, dieser Freund hingegen in einer ausgebildeten, überbildeten, verbildeten, vertracten Welt leben und wirken, und eben daher sich anschicken muß, die seltsamsten Elemente zu beherrschen. Um nun den Gegensatz zwischen der Umgebung eines Beduinen und unseres Autors mit Wenigem anschaulich zu machen, ziehen wir aus einigen Blättern die bedeutendsten Ausdrücke:

„Barrieren-Tractat, Extrablätter, Cardinäle, Nebenreceß, Billard, Bierkrüge, Reichsbänke, Sessionsstühle, Principal-Commissarius, Enthusiasmus, Zepter-Queue, Bruststücke, Eichhornbauer, Agioteur, Schmutzfink, Incognito, Colloquia, kanonischer Billardsack, Gypsabdruck, Avancement, Hüttenjunge, Naturalisations-Acte, Pfingst-Program, Maurerisch, Manual-Pantomine, Amputirt, Supranumerar, Bijouterie-Bude, Sabbaterweg u. s. f.“

Wenn nun diese sämmtlichen Ausdrücke einem gebildeten deutschen Leser bekannt sind, oder durch das Conversations-Lexicon bekannt werden können, gerade wie dem Orientalen die Außenwelt durch Handels- und Wallfahrts-Caravanen; so dürfen wir kühnlich einen ähnlichen Geist für berechtigt halten, dieselbe Verfahrungsart auf einer völlig verschiedenen Unterlage walten zu lassen.

Gestehen wir also unserm so geschätzten als fruchtbaren Schriftsteller zu, daß er, in späteren Tagen lebend, um in seiner Epoche geistreich zu sein, auf einen, durch Kunst, Wissenschaft, Technik, Politik, Kriegs- und Friedensverkehr und Verderb, so unendlich verklausulirten, zersplitterten Zustand mannigfaltigst anspielen müsse; so glauben wir ihm die zugesprochene Orientalität genugsam bestätigt zu haben. Einen Unterschied jedoch, den eines poetischen und prosaischen Verfahrens, heben wir hervor. Dem Poeten, welchem Tact, Parallel-Stellung, Sylbenfall, Reim, die größten Hindernisse in den Weg zu legen scheinen, gereicht Alles zum entschiedensten Vortheil, wenn er die Räthselknoten glücklich löst, die ihm aufgegeben sind, oder die er sich selbst aufgiebt; die kühnste Metapher verzeihen wir wegen eines unerwarteten Reims, und freuen uns der Besonnenheit des Dichters, die er, in einer so nothgedrungenen Stellung, behauptet.

Der Prosaist hingegen hat die Ellebogen gänzlich frei, und ist für jede Verwegenheit verantwortlich, die er sich erlaubt; Alles was den Geschmack verletzen könnte, kommt auf seine Rechnung. Da nun aber wie wir umständlich nachgewiesen, in einer solchen Dicht- und Schreibart das Schickliche vom Unschicklichen abzusondern unmöglich ist; so kommt hier Alles auf das Individuum an, das ein solches Wagestück unternimmt. Ist es ein Mann, wie Jean Paul, als Talent von Werth, als Mensch von Würde, so befreundet sich der angezogene Leser sogleich; Alles ist erlaubt und willkommen. Man fühlt sich in der Nähe des wohldenkenden Mannes behaglich, sein Gefühl theilt sich uns mit. Unsere Einbildungskraft erregt er, schmeichelt unseren Schwächen, und festiget unsere Stärken. Man übt seinen eigenen Witz, indem man die wunderlich aufgegebenen Räthsel zu lösen sucht, und freuet sich in und hinter einer bunt verschränkten Welt, wie hinter einer andern Charade, Unterhaltung, Erregung, Rührung, ja Erbauung zu finden.

Dies ist ungefähr was wir vorzubringen wußten, um jene Vergleichung zu rechtfertigen; Uebereinstimmung und Differenz trachteten wir so kurz als möglich auszudrücken; ein solcher Text könnte zu einer grenzenlosen Auslegung verführen.

549.

Nachtrag.

Höchst merkwürdig ist, daß die persische Poesie, kein Drama hat. Hätte ein dramatischer Dichter aufstehen können, ihre ganze Literatur müßte ein anderes Ansehen gewonnen haben. Die Nation ist zur Ruhe geneigt, sie läßt sich gern etwas vorerzählen, daher die Unzahl Mährchen und die grenzenlosen Gedichte. So ist auch sonst das orientalische Leben an sich selbst nicht gesprächig; der Despotismus befördert keine Wechselreden, und wir finden, daß eine jede Einwendung gegen Willen und Befehl des Herrschers allenfalls nur in Citaten des Korans und bekannter Dichterstellen hervortritt, welches aber zugleich einen geistreichen Zustand, Breite, Tiefe und Consequenz der Bildung voraussetzt. Daß jedoch der Orientale die Gesprächsform so wenig als ein anderes Volk entbehren mag, sieht man an der Hochschätzung der Fabeln des Bidpai, der Wiederhohlung, Nachahmung und Fortsetzung derselben. Die Vögelgespräche des Ferideddin Attar geben hievon gleichfalls das schönste Beispiel.

550.

Ueber Buch-Orakel, Blumen- und Chiffersprache.

Der in jedem Tag düster befangene, nach einer aufgehellten Zukunft sich umschauende Mensch greift begierig nach Zufälligkeiten, um irgend eine weissagende Andeutung aufzuhaschen. Der Unentschlossene findet nur sein Heil im Entschlusse, dem Ausspruche des Looses, sich zu unterwerfen. Solcher Art ist die überall herkömmliche Orakelfrage an irgend ein bedeutendes Buch, zwischen dessen Blätter man eine Nadel versenkt, und die dadurch bezeichnete Stelle beim Aufschlagen gläubig beachtet. Wir waren früher mit Personen genau verbunden, welche sich auf diese Weise bei der Bibel, dem Schatzkästlein und ähnlichen Erbauungswerken zutraulich Raths erholten, und mehrmals in den größten Nöthen Trost, ja Bestärkung für's ganze Leben gewannen. Im Orient finden wir diese Sitte gleichfalls in Uebung, sie wird Fal genannt, und die Ehre derselben begegnete Hafisen gleich nach seinem Tode. Denn als die Strenggläubigen ihn nicht feierlich beerdigen wollten, befragte man seine Gedichte, und als die bezeichnete Stelle seines Grabes erwähnt, das die Wanderer dereinst verehren würden, so folgerte man daraus, daß er auch müsse ehrenvoll begraben werden. Der westliche

Dichter spielt ebenfalls auf die Gewohnheit an, und wünscht, daß seinem Büchlein gleiche Ehre widerfahren möge.

Um nicht zu viel Gutes von der sogenannten Blumensprache zu denken, oder etwas Zartgefühltes davon zu erwarten, müssen wir uns durch Kenner belehren lassen. Man hat nicht etwa einzelnen Blumen Bedeutung gegeben, um sie im Strauß als Geheimschrift zu überreichen, und es sind nicht Blumen allein, die bei einer solchen stummen Unterhaltung Wort und Buchstaben bilden, sondern alles Sichtbare, Transportable wird mit gleichem Rechte angewendet. Doch wie das geschehe, um eine Mittheilung, einen Gefühl- und Gedankenwechsel hervorzubringen, dieses können wir uns nur vorstellen, wenn wir die Haupteigenschaften orientalischer Poesie vor Augen haben: den weit umgreifenden Blick über alle Welt-Gegenstände, die Leichtigkeit zu reimen, sodann aber eine gewisse Lust und Richtung der Nation, Räthsel aufzugeben, wodurch sich zugleich die Fähigkeit ausbildet, Räthsel aufzulösen, welches denjenigen deutlich sein wird, deren Talent sich dahin neigt, Charaden, Logogryphen und dergleichen zu behandeln. Hiebei ist nun zu bemerken: wenn ein Liebendes dem Geliebten irgend einen Gegenstand zusendet, so muß der Empfangende

sich das Wort aussprechen, und suchen, was sich darauf reimt, sodann aber ausspähen, welcher unter den vielen möglichen Reimen für den gegenwärtigen Zustand passen möchte? Daß hiebei eine leidenschaftliche Divination obwalten müsse, fällt sogleich in die Augen.

Diese seltsame Mittheilungsart wird sehr bald unter lebhaften, einander gewogenen Personen auszuüben sein. Sobald der Geist eine solche Richtung nimmt, thut er Wunder. Zum Beleg aus manchen Geschichten nur Eine. Zwei liebende Paare machen eine Lustfahrt von einigen Meilen, bringen einen frohen Tag mit einander zu; auf der Rückkehr unterhalten sie sich Charaden aufzugeben. Gar bald wird nicht nur eine jede, wie sie vom Munde kommt, sogleich errathen, sondern zuletzt gar das Wort, das der andere denkt, und eben zum Worträthsel umbilden will, durch die unmittelbarste Divination erkannt und ausgesprochen. Indem man dergleichen zu unseren Zeiten erzählt und betheuert, darf man nicht fürchten, lächerlich zu werden, da solche psychische Erscheinungen noch lange nicht an dasjenige reichen, was der organische Magnetismus zu Tage gebracht hat.

Eine andere Art aber sich zu verständigen, ist geistreich und herzlich! Wenn bei der vorigen Ohr und Witz im Spiele war, so ist es hier ein zartliebender, ästhetischer Sinn, der sich der höchsten Dichtung gleich stellt. Im Orient lernte man den Koran auswendig, und so gaben die Suren und Verse, durch die mindeste Anspielung, ein leichtes Verständniß unter den Geübten. Das Gleiche haben wir in Deutschland erlebt, wo vor funfzig Jahren die Erziehung dahin gerichtet war, die sämmtlichen Heranwachsenden bibelfest zu machen; man lernte nicht allein bedeutende Sprüche auswendig, sondern erlangte zugleich von dem Uebrigen genugsame Kenntniß. Nun gab es mehrere Menschen, die eine große Fertigkeit hatten, auf Alles, was vorkam, biblische Sprüche anzuwenden, und die heilige Schrift in der Conversation zu verbrauchen. Nicht zu läugnen ist, daß hieraus die witzigsten, anmuthigsten Erwiederungen entstanden, wie denn noch heutiges Tages gewisse ewig anwendbare Hauptstellen hie und da im Gespräch vorkommen. Gleicherweise bedient man sich classischer Worte, wodurch wir Gefühl und Ereigniß als ewig wiederkehrend bezeichnen und aussprechen. Auch wir vor funfzig Jahren, als Jünglinge, die einheimischen Dichter verehrend, belebten das Gedächtniß durch ihre Schriften, und erzeigten ihnen den schönsten Beifall, indem wir unsere Gedanken durch ihre gewählten und

gebildeten Worte ausdrückten, und dadurch eingestanden, daß sie besser als wir, unser Innerstes zu entfalten gewußt. Um aber zu unserem eigentlichen Zwecke zu gelangen, erinneren wir an eine, zwar wohlbekannte, aber doch immer geheimnißvolle Weise, sich in Chiffern mitzutheilen. Wenn nämlich zwei Personen, die ein Buch verabreden, und indem sie Seiten- und Zeilenzahlen zu einem Briefe verbinden, gewiß sind, daß der Empfänger mit geringem Bemühen den Sinn zusammen finden werden. Liebende werden z. B. einig, Hafisens Gedichte zum Werkzeuge ihres Gefühlwechsels zu legen; sie bezeichnen Seite und Zeile, die ihren gegenwärtigen Zustand ausdrückt, und so entstehen zusammen geschriebene Lieder vom schönsten Ausdruck; herrliche zerstreute Stellen des unschätzbaren Dichters, werden durch Leidenschaft und Gefühl verbunden, Neigung und Wahl verleihen dem Ganzen ein inneres Leben, und die Entfernten finden ein tröstliches Ergeben, indem sie ihre Trauer mit Perlen seiner Worte schmücken.

551.

Künftiger Divan.

Man hat in Deutschland, zu einer gewissen Zeit, manche Druckschriften vertheilt, als Manuscript

für Freunde. Wem dieses befremdlich sein könnte, der bedenke, daß doch am Ende jedes Buch nur für Theilnehmer, für Freunde, für Liebhaber des Verfassers geschrieben sei. Meinen Divan besonders möchte ich also bezeichnen, dessen gegenwärtige Ausgabe nur als unvollkommen betrachtet werden kann. In jüngeren Jahren würde ich ihn länger zurückgehalten haben, nun aber finde ich es vortheilhafter, ihn selbst zusammenzustellen, als ein solches Geschäft, wie Hafis, den Nachkommen zu hinterlassen. Denn eben, daß dieses Büchlein so da steht, wie ich es jetzt mittheilen konnte, erregt meinen Wunsch, ihm die gebührende Vollständigkeit nach und nach zu verleihen. Was davon allenfalls zu hoffen sein möchte, will ich Buch für Buch der Reihe nach andeuten.

Buch des Dichters. Hierin, wie es vorliegt, werden lebhafte Eindrücke mancher Gegenstände und Erscheinungen auf Sinnlichkeit und Gemüth enthusiastisch ausgedrückt, und die näheren Bezüge des Dichters zum Orient angedeutet. Fährt er auf diese Weise fort, so kann der heitere Garten auf's Anmuthigste verziert werden; aber höchst erfreulich wird sich die Anlage erweitern, wenn der Dichter nicht von sich und aus sich allein handeln wollte, vielmehr auch seinen Dank, Gönnern und Freunden zu Ehren, ausspräche, um die Lebenden mit freundlichem Worte

fest zu halten, die Abgeschiedenen ehrenvoll wieder zurück zu rufen. Hiebei ist jedoch zu bedenken, daß der orientalische Flug und Schwung, jene reich und übermäßig lobende Dichtart, dem Gefühl des Westländers vielleicht nicht zusagen möchte. Wir ergehen uns hoch und frei, ohne zu Hyperbeln unsere Zuflucht zu nehmen: denn wirklich nur eine reine, wohlgefühlte Poesie vermag allenfalls die eigentlichsten Vorzüge trefflicher Männer auszusprechen, deren Vollkommenheiten man erst recht empfindet, wenn sie dahin gegangen sind; wenn ihre Eigenheiten uns nicht mehr stören, und das Eingreifende ihrer Wirkungen uns noch täglich und stündlich vor Augen tritt. Einen Theil dieser Schuld hatte der Dichter vor kurzem, bei einem herrlichen Feste in Allerhöchster Gegenwart, das Glück, nach seiner Weise gemüthlich abzutragen.

Das Buch Hafis. Wenn alle diejenigen, welche sich der arabischen und verwandter Sprachen bedienen, schon als Poeten geboren und erzogen werden, so kann man sich denken, daß unter einer solchen Nation vorzügliche Geister ohne Zahl hervorgehen. Wenn nun aber ein solches Volk, in fünf hundert Jahren nur sieben Dichtern den ersten Rang zugesteht, so müssen wir einen solchen Ausspruch zwar mit Ehrfurcht annehmen, allein es wird uns zugleich vergönnt sein, nachzuforschen, worin ein solcher Vorzug eigentlich

begründet sein könne. Diese Aufgabe, in so fern es möglich ist sie zu lösen, möchte wohl auch dem künftigen Divan vorbehalten sein. Denn, um nur von Hafis zu reden, wächst Bewunderung und Neigung gegen ihn, je mehr man ihn kennen lernt. Das glücklichste Naturell, große Bildung, freie Facilität, und die reine Ueberzeugung, daß man den Menschen nur alsdann behagt, wenn man ihnen vorsingt, was sie gern, leicht und bequem hören, wobei man ihnen denn auch etwas Schweres, Schwieriges, Unwillkommenes gelegentlich mit unterschieben darf. Wenn Kenner in dieser Schilderung Hafisens Bild einigermaßen erblicken wollen, so würde den Westländer dieser Versuch ganz besonders erfreuen.

Das Buch der Liebe würde sehr anschwellen, wenn sechs Liebespaare in ihren Freuden und Leiden entschiedener aufträten, und noch andere neben ihnen aus der düsteren Vergangenheit mehr oder weniger klar hervorgingen. Nicht weniger ist dieses Buch geeignet zu symbolischer Abschweifung, deren man sich in den Feldern des Orients kaum enthalten kann. Der geistreiche Mensch, nicht zufrieden mit dem, was man ihm darstellt, betrachtet Alles, was sich den Sinnen darbietet, als eine Vermummung, wohinter ein höheres geistiges Leben sich schalkhaft-eigensinnig versteckt, um uns anzuziehen, und in edlere Regionen aufzu-

locken. Verfährt der Dichter hier mit Bewußtsein und Maaß, so kann man es gelten lassen, sich daran freuen, und zu entschiedenerem Aufsluge die Fittige versuchen.

Das Buch der Betrachtungen erweitert sich jeden Tag demjenigen, der im Orient hauset; denn Alles ist dort Betrachtung, die zwischen dem Sinnlichen und Uebersinnlichen hin und her wogt, ohne sich für Eins oder das Andere zu entscheiden. Dieses Nachdenken, wozu man aufgefordert wird, ist von ganz eigener Art; es widmet sich nicht allein der Klugheit, obgleich diese die stärksten Forderungen macht, sondern es wird zugleich auf jene Punkte geführt, wo die seltsamsten Probleme des Erdelebens strak und unerbittlich vor uns stehen, und uns nöthigen, dem Zufalle, einer Vorsehung und ihren unerforschlichen Rathschlüssen die Knie zu beugen, und unbedingte Ergebung als höchstes politisch-sittlich-religiöses Gesetz auszusprechen.

Das Buch des Unmuths. Wenn die übrigen Bücher anwachsen, so erlaubt man auch wohl diesem das gleiche Recht. Erst müssen sich anmuthige, liebevolle, verständige Zuthaten versammeln, ehe die Ausbrüche des Unmuths erträglich sein können. Allgemein menschliches Wohlwollen, nachsichtiges hülfreiches Ge-

fühl verbindet den Himmel mit der Erde, und bereitet ein den Menschen gegönntes Paradies. Dagegen ist der Unmuth stets egoistisch, er besteht aus Forderungen, deren Gewährung ihm außen blieb; er ist anmaßlich, abstoßend, und erfreuet Niemand, selbst diejenigen kaum, die von gleichem Gefühl ergriffen sind. Demungeachtet aber kann der Mensch solche Explosionen nicht immer zurückhalten, ja er thut wohl; wenn er seinem Verdruß, besonders über verhinderte, gestörte Thätigkeit, auf diese Weise Luft zu machen trachtet. Schon jetzt hätte dies Buch viel stärker und reicher sein sollen; doch haben wir Manches, um alle Mißstimmung zu verhüten, bei Seite gelegt. Wie wir denn hierbei bemerken, daß dergleichen Aeußerungen, welche für den Augenblick bedenklich scheinen, in der Folge aber, als unverfänglich, mit Heiterkeit und Wohlwollen aufgenommen werden, unter der Rubrik Paralipomena, künftigen Jahren aufgespart worden. Dagegen ergreifen wir diese Gelegenheit von der Anmaßung zu reden, und zwar vorerst, wie sie im Orient zur Erscheinung kommt. Der Herrscher selbst ist der erste Anmaßliche, der die Uebrigen alle auszuschließen scheint. Ihm stehen alle zu Dienste, er ist Gebieter sein Selbst, Niemand gebietet ihm, und sein eigener Wille erschafft die übrige Welt, so daß er sich mit der Sonne, ja mit dem Weltall vergleichen kann. Auffallend ist es jedoch, daß er eben

dadurch genöthigt ist, sich einen Mitregenten zu erwählen, der ihm in diesem unbegrenzten Felde beistehe, ja ihn ganz eigentlich auf dem Weltenthrone erhalte. Es ist der Dichter, der mit und neben ihm wirkt, und ihn über alle Sterbliche erhöhet. Sammeln sich nun an seinem Hofe viele dergleichen Talente, so giebt er ihnen einen Dichterkönig, und zeigt dadurch, daß er das höchste Talent für seines Gleichen anerkenne. Hierdurch wird der Dichter aber aufgefordert, ja verleitet, eben so hoch von sich zu denken, als von dem Fürsten, und sich im Mitbesitze der größten Vorzüge und Glückseligkeiten zu fühlen. Hierin wird er bestärkt durch die grenzenlosen Geschenke, die er erhält, durch den Reichthum den er sammelt, durch die Einwirkung die er ausübt. Auch setzt er sich in dieser Denkart so fest, daß ihn irgend ein Mißlingen seiner Hoffnungen bis zum Wahnsinn treibt. Firdusi erwartet für sein Schah Nameh, nach einer früheren Aeußerung des Kaisers, sechzig tausend Goldstücke; da er aber dagegen nur sechzig tausend Silberstücke erhält, eben da er sich im Bade befindet, theilt er die Summe in drei Theile, schenkt einen dem Boten, einen dem Bademeister, und den dritten dem Sorbetschenken, und vernichtet sogleich, mit wenigen ehrenrührigen Schmähzeilen, alles Lob, was er seit so vielen Jahren dem Schah gespendet. Er entflieht, verbirgt sich, widerruft nicht, sondern

trägt seinen Haß auf die Seinigen über, so daß seine Schwester ein ansehnliches Geschenk, vom begütigten Sultan abgesendet, aber leider erst nach des Bruders Tode ankommend, gleichfalls verschmäht und abweist. Wollten wir nun das Alles weiter entwickeln, so würden wir sagen, daß vom Thron, durch alle Stufen hinab, bis zum Derwisch an der Straßenecke, Alles voller Anmaßung zu finden sei, voll weltlichen und geistlichen Hochmuths, der auf die geringste Veranlassung sogleich gewaltsam hervorspringt. Mit diesem sittlichen Gebrechen, wenn man es dafür halten will, sieht es im Westlande gar wunderlich aus. Bescheidenheit ist eigentlich eine gesellige Tugend, sie deutet auf große Ausbildung; sie ist eine Selbstverläugnung nach Außen, welche, auf einem großen inneren Werthe ruhend, als die höchste Eigenschaft des Menschen angesehen wird. Und so hören wir, daß die Menge immer zuerst an den vorzüglichsten Menschen die Bescheidenheit preist, ohne sich auf ihre übrigen Qualitäten sonderlich einzulassen. Bescheidenheit aber ist immer mit Verstellung verknüpft, und eine Art Schmeichelei, die um desto wirksamer ist, als sie ohne Zudringlichkeit dem Andern wohlthut, indem sie ihn in seinem behaglichen Selbstgefühle nicht irre macht. Alles aber, was man gute Gesellschaft nennt, besteht in einer immer wachsenden Verneinung seiner Selbst, so daß die Societät zuletzt ganz Null wird; es müßte

denn das Talent sich ausbilden, daß wir, indem wir unsere Eitelkeit befriedigen, der Eitelkeit des Andern zu schmeicheln wissen. Mit den Anmaßungen unseres westlichen Dichters aber möchten wir die Landsleute gern versöhnen. Eine gewisse Aufschneiderei durfte dem Divan nicht fehlen, wenn der orientalische Charakter einigermaßen ausgedrückt werden sollte. In die unerfreuliche Anmaßung gegen die höheren Stände konnte der Dichter nicht verfallen. Seine glückliche Lage überhob ihn jedes Kampfes mit Despotismus. In das Lob, daß er seinem fürstlichen Gebieter zollen könnte, stimmt ja die Welt mit ein. Die hohen Personen, mit denen er sonst im Verhältnisse gestanden, preist und preist man noch immer. Ja man kann dem Dichter vorwerfen, daß der enkomiastische Theil seines Divans nicht reich genug sei. Was aber das Buch des Unmuths betrifft, so möchte man wohl Einiges daran zu tadeln finden. Jeder Unmuthige drückt zu deutlich aus, daß seine persönliche Erwartung nicht erfüllt, sein Verdienst nicht anerkannt sei. So auch er! Von oben herein ist er nicht beengt, aber von unten und von der Seite leidet er. Eine zudringliche, oft platte, oft tückische Menge, mit ihren Chorführern, lähmt seine Thätigkeit; erst waffnet er sich mit Stolz und Verdruß, dann aber, zu scharf gereizt und gepreßt, fühlt er Stärke genug, sich durch sie durchzuschlagen. Sodann aber werden wir ihm zugestehen, daß er

sie, gefühlvoll und kunstreich, zuletzt auf die Geliebte bezieht, sich vor ihr demüthigt, ja vernichtet. Herz und Geist des Lesers wird ihm dieses zu Gute schreiben.

Das Buch der Sprüche, sollte vor andern anschwellen; es ist mit den Büchern der Betrachtung und des Unmuthes ganz nahe verwandt. Orientalische Sprüche jedoch behalten den eigenthümlichen Charakter der ganzen Dichtkunst, daß sie sich sehr oft auf sinnliche, sichtbare Gegenstände beziehen; und es finden sich viele darunter, die man mit Recht lakonische Parabeln nennen könnte. Diese Art bleibt dem Westländer die schwerste, weil unsere Umgebung zu trocken, geregelt und prosaisch erscheint. Alte deutsche Sprichwörter jedoch, wo sich der Sinn zum Gleichniß umbildet, können hier gleichfalls unser Muster sein.

Das Buch des Timur. Sollte eigentlich erst gegründet werden, und vielleicht müßten ein Paar Jahre hingehen, damit uns die allzunahe liegende Deutung ein erhöhtes Anschauen ungeheurer Weltereignisse nicht mehr verkümmerte. Erheitert könnte diese Tragödie werden, wenn man des fürchterlichen Weltverwüsters launigen Zug- und Zeltgefährten Nußreddin Chodscha von Zeit zu Zeit auftreten zu lassen, sich entschlösse. Gute Stunden, freier Sinn werden hiezu die beste Förderniß verleihen.

Das Buch Suleika. Dieses, ohnehin das stärkste der ganzen Sammlung, möchte wohl für abgeschlossen anzusehen sein. Der Hauch und Geist einer Leidenschaft, der durch das Ganze weht, kehrt nicht leicht wieder zurück, wenigstens ist dessen Rückkehr, wie die eines guten Weinjahres, in Hoffnung und Demuth zu erwarten. Ueber das Betragen des westlichen Dichters aber in diesem Buche, dürfen wir einige Betrachtungen anstellen. Nach dem Beispiele mancher östlichen Vorgänger hält er sich entfernt vom Sultan. Als genügsamer Derwisch darf er sich sogar dem Fürsten vergleichen; denn der gründliche Bettler soll eine Art von König sein. Armuth giebt Verwegenheit. Irdische Güter und ihren Werth nicht anzuerkennen, nichts oder wenig davon zu verlangen, ist sein Entschluß, der das sorgloseste Behagen erzeugt. Statt einen angstvollen Besitz zu suchen, verschenkt er in Gedanken Länder und Schätze, und spottet über den, der sie wirklich besaß und verlor. Eigentlich aber hat sich unser Dichter zu einer freiwilligen Armuth bekannt, um desto stolzer aufzutreten, daß es ein Mädchen gebe, die ihm deswegen doch hold und gewärtig ist. Aber noch eines größeren Mangels rühmt er sich: ihm entwich die Jugend; sein Alter, seine grauen Haare schmückt er mit der Liebe Suleika's, nicht geckenhaft zudringlich, nein! ihrer Gegenliebe gewiß. Sie, die Geistreiche, weiß den Geist zu

schätzen, der die Jugend früh zeitigt, und das Alter verjüngt.

Das Schenken-Buch. Weder die unmäßige Neigung zu dem halb verbotenen Weine, noch das Zartgefühl für die Schönheit eines heranwachsenden Knaben, durfte im Divan vermißt werden; Letzteres wollte jedoch unseren Sitten gemäß in aller Reinheit behandelt sein. Die Wechselneigung des früheren und späteren Alters deutet eigentlich auf ein echt pädagoisches Verhältniß. Eine leidenschaftliche Neigung des Kindes zum Greise, ist keineswegs eine seltene, aber selten benutzte Erscheinung. Hier gewahre man den Bezug des Enkels zum Großvater, des spätgebornen Erben zum überraschten zärtlichen Vater. In diesem Verhältniß entwickelt sich eigentlich der Klugsinn der Kinder; sie sind aufmerksam auf Würde, Erfahrung, Gewalt des Aelteren; rein geborne Seelen empfinden dabei das Bedürfniß einer ehrfurchtsvollen Neigung; das Alter wird hievon ergriffen und festgehalten. Empfindet und benutzt die Jugend ihr Uebergewicht, um kindliche Zwecke zu erreichen, kindische Bedürfnisse zu befriedigen, so versöhnt uns die Anmuth mit frühzeitiger Schalkheit. Höchst rührend aber bleibt das heranstrebende Gefühl des Knaben, der, von dem hohen Geiste des Alters erregt, in sich selbst ein Staunen fühlt, das ihm weissagt, auch dergleichen

könne sich in ihm entwickeln. Wir versuchten so schöne Verhältnisse im Schenken-Buche anzudeuten, und gegenwärtig weiter auszulegen. Saadi hat jedoch uns einige Beispiele erhalten, deren Zartheit, gewiß allgemein anerkannt, das vollkommenste Verständniß eröffnet.

Das Buch der Parabeln. Obgleich die westlichen Nationen vom Reichthum des Orients sich Vieles zugeeignet, so wird sich doch hier noch Manches einzuernten finden, welches näher zu bezeichnen wir Folgendes eröffnen. Die Parabeln sowohl als andere Dichtarten des Orients, die sich auf Sittlichkeit beziehen, kann man in drei verschiedene Rubriken nicht ungeschickt eintheilen: in ethische, moralische und ascetische. Die ersten enthalten Ereignisse und Andeutungen, die sich auf den Menschen überhaupt und seine Zustände beziehen, ohne daß dabei ausgesprochen werde, was gut oder böse sei. Dieses aber wird durch die zweiten vorzüglich herausgesetzt, und dem Hörer eine vernünftige Wahl vorbereitet. Die dritte hingegen fügt noch eine entschiedene Nöthigung hinzu: die sittliche Anregung wird Gebot und Gesetz. Diesen läßt sich eine vierte anfügen, sie stellen die wunderbaren Führungen und Fügungen dar, die aus unerforschlichen, unbegreiflichen Rathschlüssen Gottes hervor gehen; lehren und bestätigen den eigentlichen Islam,

die unbedingte Ergebung in den Willen Gottes, die Ueberzeugung, daß Niemand seinem einmal bestimmten Loose ausweichen könne. Will man noch eine fünfte hinzuthun, welche man die mystische nennen müßte: sie treibt den Menschen aus dem vorhergehenden Zustand, der noch immer ängstlich und drükkend bleibt, zur Vereinigung mit Gott schon in diesem Leben und zur vorläufigen Entsagung derjenigen Güter, deren allenfalsiger Verlust uns schmerzen könnte. Sondert man die verschiedenen Zwecke bei allen bildlichen Darstellungen des Orients, so hat man schon viel gewonnen, indem man sich sonst in Vermischung derselben immer gehindert fühlt, bald eine Nutzanwendung sucht, wo keine ist, dann aber eine tieferliegende Bedeutung übersiehet. Auffallende Beispiele sämmtlicher Arten zu geben, müßte das Buch der Parabeln interessant und lehrreich machen. Wohin die von uns diesmal vorgetragenen zu ordnen sein möchten, wird dem einsichtigen Leser überlassen.

Das Buch des Parsen. Nur vielfache Ableitungen haben den Dichter verhindert, die so abstractscheinende und doch so praktisch-eingreifende Sonn- und Feuer-Verehrung in ihrem ganzen Umfange dichterisch darzustellen, wozu der herrlichste Stoff sich anbietet. Möge ihm gegönnt sein, das Versäumte glücklich nachzuholen.

Das Buch des Paradieses. Auch diese Region des Mahomedanischen Glaubens hat noch viele wunderschöne Plätze, Paradiese im Paradiese, daß man sich daselbst gern ergehen, gern ansiedelen möchte. Scherz und Ernst verschlingen sich hier so lieblich in einander, und ein verklärtes Alltägliche verleiht uns Flügel zum Höheren und Höchsten zu gelangen. Und was sollte den Dichter hindern, Mahomed's Wunderpferd zu besteigen, und sich durch alle Himmel zu schwingen? Warum sollte er nicht ehrfurchtsvoll jene heilige Nacht feiern, wo der Koran vollständig dem Propheten von obenher gebracht ward? Hier ist noch gar Manches zu gewinnen.

552.

Alt-Testamentliches.

Nachdem ich mir nun mit der süßen Hoffnung geschmeichelt, sowohl für den Divan, als für die beigefügten Erklärungen in der Folge noch Manches wirken zu können, durchlaufe ich die Vorarbeiten, die, ungenutzt und unausgeführt, in zahllosen Blättern vor mir liegen; und da finde ich denn einen Aufsatz, vor fünf und zwanzig Jahren geschrieben, auf noch ältere Papiere und Studien sich beziehend. Aus meinen biographischen Versuchen werden sich Freunde wohl

erinnern, daß ich dem ersten Buche Mosis viel Zeit und Aufmerksamkeit gewidmet, und manchen jugendlichen Tag entlang in den Paradiesen des Orients mich ergangen. Aber auch den folgenden historischen Schriften war Neigung und Fleiß angewendet. Die vier letzten Bücher Mosis nöthigten zu pünktlichen Bemühungen, und nachstehender Aufsatz enthält die wunderlichen Resultate derselben. Mag ihm nun an dieser Stelle ein Platz gegönnet sein. Denn wie alle unsere Wanderungen im Orient durch die heiligen Schriften veranlaßt worden, so kehren wir immer zu denselben zurück, als den erquicklichsten, obgleich hie und da getrübten, in die Erde sich verbergenden, sodann aber rein und frisch wieder hervorspringenden Quellwassern.

Israel in der Wüste.

„Da kam ein neuer König auf in Aegypten, der wußte nichts von Joseph." Wie dem Herrscher, so auch dem Volke war das Andenken eines Wohlthäters verschwunden, den Israeliten selbst scheinen die Namen ihrer Urväter nur wie altherkömmliche Klänge von weitem zu tönen. Seit vier hundert Jahren hatte sich die kleine Familie unglaublich vermehrt. Das Versprechen, ihrem großen Ahnherrn von Gott unter

so vielen Unwahrscheinlichkeiten gethan, ist erfüllt; allein was hilft es ihnen! Gerade diese große Zahl macht sie den Haupteinwohnern des Landes verdächtig. Man sucht sie zu quälen, zu ängstigen, zu belästigen, zu vertilgen, und so sehr sich auch ihre hartnäckige Natur dagegen wehrt, so sehen sie doch ihr gänzliches Verderben wohl voraus, als man sie, ein bisheriges freies Hirtenvolk, nöthiget, in und an ihren Grenzen mit eigenen Händen feste Städte zu bauen, welche offenbar zu Zwing- und Kerkerplätzen nur für sie bestimmt sind.

Hier fragen wir nun, ehe wir weiter gehen und uns durch sonderbare, ja unglücklich redigirte Bücher mühsam durcharbeiten: was wir uns denn als Grund, als Urstoff von den vier letzten Büchern Mosis übrig bleiben lassen, da wir Manches dabei zu erinnern, Manches daraus zu entfernen für nöthig finden? Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Conflict des Unglaubens und Glaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt. Alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanze

prahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich Niemand gern mit Erkenntniß des Unfruchtbaren abquälen mag.

Die vier letzten Bücher Mosis haben, wenn uns das erste den Triumph des Glaubens darstellte, den Unglauben zum Thema, der, auf die kleinlichste Weise, den Glauben, der sich aber freilich auch nicht in seiner ganzen Fülle zeigt, zwar nicht bestreitet und bekämpft, jedoch sich ihm von Schritt zu Schritt in den Weg schiebt, und oft durch Wohlthaten, öfterer aber noch durch gräuliche Strafen nicht geheilt, nicht ausgerottet, sondern nur augenblicklich beschwichtiget wird, und deshalb seinen schleichenden Gang dergestalt immer fortsetzt, daß ein großes, edles, auf die herrlichsten Verheißungen eines zuverlässigen Nationalgottes unternommenes Geschäft gleich in seinem Anfange zu scheitern droht, und auch niemals in seiner ganzen Fülle vollendet werden. Wenn uns das Ungemüthliche dieses Inhaltes, der, wenigstens für den ersten Anblick, verworrene, durch das Ganze laufende Grundfaden unlustig und verdrießlich macht, so werden die Bücher durch eine höchst traurige, unbegreifliche Redaction ganz ungenießbar. Den Gang der Geschichte sehen wir überall gehemmt, durch eingeschaltete zahllose Gesetze, von deren größtem Theile man die eigentliche Ursache und Absicht nicht einsehen kann,

wenigstens nicht warum sie in dem Augenblicke gegeben worden, oder, wenn sie späteren Ursprungs sind, warum sie hier angeführt und eingeschaltet werden. Man siehet nicht ein, warum bei einem so ungeheuren Feldzuge, dem ohnehin so viel im Wege stand, man sich recht absichtlich und kleinlich bemüht, das religiöse Ceremonien-Gepäck zu vervielfältigen, wodurch jedes Vorwärtskommen unendlich erschwert werden muß. Man begreift nicht, warum Gesetze für die Zukunft, die noch völlig im Ungewissen schwebt, zu einer Zeit ausgesprochen werden, wo es jeden Tag, jede Stunde an Rath und That gebricht, und der Heerführer, der auf seinen Füßen stehen sollte, sich wiederholt auf's Angesicht wirft, um Gnade und Strafen von oben zu erflehen, die beide nur verzettelt gereicht werden, so daß man mit dem verirrten Volke den Hauptzweck völlig aus den Augen verliert.

Um mich nun in diesem Labyrinthe zu finden, gab ich mir die Mühe, sorgfältig zu sondern, was eigentliche Erzählung ist, es mochte nun für Historie, für Fabel, oder für Beide zusammen, für Poesie gelten. Ich sonderte dieses von dem, was gelehret und geboten wird. Unter dem Ersten verstehe ich das, was allen Ländern, allen sittlichen Menschen gemäß sein würde, und unter dem Zweiten, was das Volk Israels besonders angeht und verbindet. In wiefern

mir das gelungen, wage ich selbst kaum zu beurtheilen, indem ich gegenwärtig nicht in der Lage bin, jene Studien nochmals vorzunehmen, sondern was ich hieraus aufzustellen gedenke, aus früheren und späteren Papieren, wie es der Augenblick erlaubt, zusammentrage. Zwei Dinge sind es daher, auf die ich die Aufmerksamkeit meiner Leser zu richten wünschte. Erstlich, auf die Entwickelung der ganzen Begebenheit dieses wunderlichen Zuges, aus dem Charakter des Feldherrn, der Anfangs nicht in dem günstigsten Lichte erscheint, und zweitens auf die Vermuthung, daß der Zug keine vierzig, sondern kaum zwei Jahre gedauert; wodurch denn eben der Feldherr, dessen Betragen wir zuerst tadeln mußten, wieder gerechtfertigt und zu Ehren gebracht, zugleich aber auch die Ehre des Nationalgottes gegen den Unglimpf einer Härte, die noch unerfreulicher ist, als die Halsstarrigkeit eines Volkes, gerettet und beinahe in seiner früheren Reinheit wieder hergestellt wird.

Erinneren wir uns nun zuerst des israelitischen Volkes in Aegypten, an dessen bedrängter Lage die späteste Nachwelt aufgerufen ist, Theil zu nehmen. Unter diesem Geschlecht, aus dem gewaltsamen Stamme Levi, tritt ein gewaltsamer Mann hervor; lebhaftes Gefühl von Recht und Unrecht bezeichnen denselben. Würdig seiner grimmigen Ahnherren erscheint

er, von denen der Stammvater ausruft: „Die Brüder Simeon und Levi! ihre Schwerter sind mörderische Waffen, meine Seele komme nicht in ihren Rath, und meine Ehre sei nicht in ihrer Versammlung! Denn in ihrem Zorn haben sie den Mann erwürgt, und in ihrem Muthwillen haben sie den Ochsen verderbt! Verflucht sei ihr Zorn, daß er so heftig ist, und ihr Grimm, daß er so störrig ist! Ich will sie zerstreuen in Jacob, und zerstreuen in Israel."

Völlig nun in solchem Sinne kündigt sich Moses an. Den Aegypter, der einen Israeliten mißhandelt, erschlägt er heimlich. Sein patriotischer Meuchelmord wird entdeckt, und er muß entfliehen. Wer, eine solche Handlung begehend, sich als bloßen Naturmenschen darstellt, nach dessen Erziehung hat man nicht Ursache zu fragen. Er sei von einer Fürstin als Knabe begünstigt, er sei am Hofe erzogen worden, nichts hat auf ihn gewirkt; er ist ein trefflicher, starker Mann geworden, aber unter allen Verhältnissen roh geblieben. Und als einen solchen kräftigen, kurzgebundenen, verschlossenen, der Mittheilung unfähigen, finden wir ihn auch in der Verbannung wieder. Seine kühne Faust erwirbt ihm die Neigung eines midianitischen Fürstenpriesters, der ihn sogleich mit seiner Familie verbindet. Nun lernt er die Wüste kennen,

wo er künftig in dem beschwerlichen Amte eines Heerführers auftreten soll.

Nun wollen wir vor allen Dingen einen Blick auf die Midianiten werfen, unter welchen sich Moses gegenwärtig befindet. Wir haben sie als ein großes Volk anzuerkennen, das, wie alle nomadischen und handelnden Völker, durch mannigfaltige Beschäftigung seiner Stämme, durch eine bewegliche Ausbreitung, noch größer erscheint, als es ist. Wir finden die Midianiten am Berge Horeb, an der westlichen Seite des kleinen Meerbusens, und sodann bis gegen Moab und den Arnon. Schon zeitig fanden wir sie als Handelsleute, die selbst durch Canaan caravanenweise nach Aegypten ziehen. — Unter einem solchen gebildeten Volke lebt nunmehr Moses, aber auch als ein abgesonderter, verschlossener Hirte. In dem traurigsten Zustande, in welchem ein trefflicher Mann sich nur befinden mag, der, nicht zum Denken und Ueberlegen geboren, blos nach That strebt, sehen wir ihn einsam in der Wüste, stets im Geiste beschäftigt mit den Schicksalen seines Volkes, immer zu dem Gotte seiner Ahnherren gewendet, ängstlich die Verbannung fühlend, aus einem Lande, das, ohne der Väter Land zu sein, doch gegenwärtig das Vaterland seines Volkes ist. Zu schwach durch seine Faust in diesem großen Anliegen zu wirken, un-

fähig einen Plan zu entwerfen, und, wenn er ihn entwürfe, ungeschickt zu jeder Unterhandlung, zu einem, die Persönlichkeit begünstigenden, zusammenhangenden mündlichen Vortrage. Kein Wunder wäre es, wenn in solchem Zustande eine so starke Natur sich selbst verzehrte.

Einigen Trost kann ihm in dieser Lage die Verbindung geben, die ihm, durch hin und wiederziehende Caravanen, mit den Seinigen erhalten wird. Nach manchem Zweifel und Zögern entschließt er sich zurückzukehren, und des Volkes Retter zu werden. Aaron, sein Bruder, kommt ihm entgegen, und nun erfährt er, daß die Gährung im Volke auf's Höchste gestiegen sei. Jetzt dürfen es beide Brüder wagen, sich als Repräsentanten vor den König zu stellen. Allein dieser zeigt sich nichts weniger als geneigt, eine große Anzahl Menschen, die sich seit Jahrhunderten in seinem Lande, aus einem Hirtenvolke, zum Ackerbau, zu Handwerken und Künsten gebildet, sich mit seinen Unterthanen vermischt haben, und deren ungeschlachte Masse wenigstens bei Errichtung ungeheurer Monumente, bei Erbauung neuer Städte und Festen, frohnweise wohl zu gebrauchen ist, nunmehr so leicht wieder von sich, und in ihre alte Selbstständigkeit zurück zu lassen.

Das Gesuch wird also abgewiesen, und, bei einbrechenden Landplagen, immer dringender wiederholt, immer hartnäckiger versagt. Aber das aufgeregte hebräische Volk, in Aussicht auf ein Erbland, das ihm eine uralte Ueberlieferung verhieß, in Hoffnung der Unabhängigkeit und Selbstbeherrschung, erkennt keine weiteren Pflichten. Unter dem Scheine eines allgemeinen Festes, lockt man Gold- und Silbergeschirre den Nachbaren ab, und in dem Augenblicke, da der Aegypter den Israeliten mit harmlosen Gastmahlen beschäftigt glaubt, wird eine umgekehrte Sicilianische Vesper unternommen; der Fremde ermordet den Einheimischen, der Gast den Wirth, und, geleitet durch eine grausame Politik, erschlägt man nur den Erstgebornen, um, in einem Lande, wo die Erstgeburt so viele Rechte genießt, den Eigennutz der Nachgeborenen zu beschäftigen, und der augenblicklichen Rache durch eine eilige Flucht entgehen zu können. Der Kunstgriff gelingt, man stößt die Mörder aus, anstatt sie zu bestrafen. Nur spät versammelt der König sein Heer, aber die, den Fußvölkern sonst so fürchterlichen, Reiter und Sichelwagen streiten auf einem sumpfigen Boden einen ungleichen Kampf mit dem leichten und leicht bewaffneten Nachtrab; wahrscheinlich mit demselben entschlossenen, kühnen Haufen, der sich bei dem Wagestücke des allgemeinen Mordes schon vorgeübt, und den wir in der Folge an seinen grau-

samen Thaten wieder zu erkennen, und zu bezeichnen, nicht verfehlen dürfen.

Ein so zu Angriff und Vertheidigung wohlgerüsteter Heeres- und Volkszug konnte mehr als einen Weg in das Land der Verheißung wählen; der erste am Meere her, über Gaza, war kein Caravanenweg und mochte, wegen der wohlgerüsteten, kriegerischen Einwohner, gefährlich werden; der zweite, obgleich weiter, schien mehr Sicherheit und mehr Vortheil anzubieten. Er ging an dem rothen Meere hin bis zum Sinai, von hier an konnte man wieder zweierlei Richtung nehmen. Die erste, die zunächst zum Ziele führte, zog sich am kleinen Meerbusen hin, durch das Land der Midianiter und der Moabiter zum Jordan; die zweite, queer durch die Wüste, wies auf Kades; in jenem Falle blieb das Land Edom links, hier rechts. Jenen ersten Weg hatte sich Moses wahrscheinlich vorgenommen, den zweiten hingegen einzulenken scheint er durch die klugen Midianiter verleitet zu sein, wie wir zunächst wahrscheinlich zu machen gedenken, wenn wir vorher von der düstern Stimmung gesprochen haben, in die uns die Darstellung der, diesen Zug begleitenden, äußeren Umstände versetzt. Der heitere Nachthimmel von unendlichen Sternen glühend, auf welchen Abraham von seinem Gotte hingewiesen worden, breitet

nicht mehr sein goldenes Gezelt über uns aus; anstatt jenen heiteren Himmelslichtern zu gleichen, bewegt sich ein unzählbares Volk, mißmuthig in einer traurigen Wüste. Alle fröhlichen Phänomene sind verschwunden, nur Feuerflammen erscheinen an allen Ecken und Enden. Der Herr, der aus einem brennenden Busche Mosen berufen hatte, zieht nun vor der Masse her, in einem trüben Gluthqualm, den man Tags für eine Wolkensäule, Nachts als ein Feuermeteor aussprechen kann. Aus dem umwölkten Gipfel Sinai's schrecken Blitz und Donner, und bei gering scheinenden Vergehen brechen Flammen aus dem Boden und verzehren die Enden des Lagers. Speise und Trank ermangeln immer aufs Neue, und der unmuthige Volkswunsch nach Rückkehr wird nur bänglicher, je weniger ihr Führer sich gründlich zu helfen weiß.

Schon zeitig, ehe noch der Heereszug an den Sinai gelangt, kommt Jethro seinem Schwiegersohne entgegen, bringt ihm Tochter und Enkel, die zur Zeit der Noth, im Vaterzelte verwahrt gewesen, und beweiset sich als einen klugen Mann. Ein Volk, wie die Midianiter, das frei seiner Bestimmung nachgeht, und seine Kräfte in Uebung zu setzen Gelegenheit findet, muß gebildeter sein, als ein solches, das, unter fremdem Joche, in ewigem Widerstreite mit sich selbst und den Umständen lebt;

und wie viel höherer Ansichten mußte ein Führer jenes Volkes fähig sein, als ein trübsinniger, in sich selbst verschlossener, rechtschaffener Mann, der sich zwar zum Thun und Herrschen geboren fühlt, dem aber die Natur zu solchem gefährlichen Handwerke die Werkzeuge versagt hat.

Moses konnte sich zu dem Begriffe nicht erheben, daß ein Herrscher nicht überall gegenwärtig sein, nicht Alles selbst thun müsse; im Gegentheil machte er sich durch persönliches Wirken seine Amtsführung höchst sauer und beschwerlich. Jethro giebt ihm erst darüber Licht, und hilft ihm das Volk organisiren und Unter=Obrigkeiten bestellen; worauf er freilich selbst hätte fallen sollen. Allein nicht blos das Beste seines Schwähers und der Israeliten mag Jethro bedacht, sondern auch sein eigenes und der Medianiten Wohl erwägt haben. Ihm kommt Moses, den er ehemals als Flüchtling aufgenommen, den er unter seine Diener, unter seine Knechte noch vor Kurzem gezählt, nun entgegen, an der Spitze einer großen Volksmasse, die, ihren alten Sitz verlassend, neuen Boden aufsucht, und überall, wo sie sich hinlenkt, Furcht und Schrecken verbreitet. Nun konnte dem einsichtigen Manne nicht verborgen bleiben, daß der nächste Weg der Kinder Israel durch die Besitzungen der Midianiter gehe, daß dieser Zug überall den

Heerden seines Volkes begegnen, dessen Ansiedelungen berühren, ja auf dessen schon wohleingerichtete Städte treffen würde. Die Grundsätze eines dergestalt auswandernden Volkes sind kein Geheimniß, sie ruhen auf dem Eroberungsrechte. Es zieht nicht ohne Widerstand, und in jedem Widerstande siehet es Unrecht; wer das Seinige vertheidigt ist ein Feind, den man ohne Schonung vertilgen kann.

Es brauchte keinen außerordentlichen Blick um das Schicksal zu übersehen, dem die Völker ausgesetzt sein würden, über die sich eine solche Heuschrecken-Wolke herabwälzte. Hieraus geht nun die Vermuthung zunächst hervor, daß Jethro seinem Schwiegersohne den geraden und besten Weg verleidet, und ihn dagegen zu dem Wege queer durch die Wüste beredet; welche Ansicht dadurch mehr bestärkt wird, daß Hobab nicht von der Seite seines Schwagers weicht, bis er ihn den angerathenen Weg einschlagen siehet, ja ihn sogar noch weiter begleitet, um den ganzen Zug von den Wohnorten der Midianiter desto sicherer abzulenken. Vom Ausgange aus Aegypten an gerechnet, erst im vierzehnten Monate, geschah der Aufbruch von dem wir sprechen. Das Volk bezeichnete unter Wegs einen Ort, wo es wegen Lüsternheit große Plage erlitten, durch den Namen Gelüstgräber; dann zogen sie gen Hazaroth, und

lagerten sich ferner in der Wüste Paran. Dieser zurückgelegte Weg bleibt unbezweifelt. Sie waren nun schon nahe an dem Ziele ihrer Reise, nur stand ihnen das Gebirge entgegen, wodurch das Land Canaan von der Wüste getrennt wird. Man beschloß, Kundschafter auszuschicken, und rückte indessen weiter vor bis Kades. Hierhin kehrten die Bothschafter zurück, brachten Nachrichten von der Vortrefflichkeit des Landes, aber leider auch von der Furchtbarkeit der Einwohner. Hier entstand nun abermals ein trauriger Zwiespalt, und der Wettstreit von Glauben und Unglauben begann aufs Neue.

Unglücklicher Weise hatte Moses noch weniger Feldherren= als Regententalente. Schon während des Streites gegen die Amalekiter begab er sich auf den Berg um zu beten, mittlerweile Josua an der Spitze des Heeres den lange hin= und wieder=schwankenden Sieg endlich dem Feinde abgewann. Zu Kades befand man sich nun wieder in einer zweideutigen Lage. Josua und Kaleb, die beherztesten von den zwölf Abgesandten, rathen zum Angriff, rufen auf, getrauen sich das Land zu gewinnen. Indessen wird durch übertriebene Beschreibung von bewaffneten Riesen=Geschlechtern allenthalben Furcht und Schrecken erregt; das verschüchterte Heer weigert sich hinauf zu rücken. Moses weiß sich wieder nicht

zu helfen, erst fordert er sie auf, dann scheint auch ihm ein Angriff von dieser Seite gefährlich. Er schlägt vor, nach Osten zu ziehen. Hier mochte nun einem biederen Theile des Heeres gar zu unwürdig scheinen, solch einen ernstlichen, mühsam verfolgten Plan, auf diesem ersehnten Punkte, aufzugeben. Sie rotten sich zusammen, und ziehen wirklich das Gebirge hinauf. Moses aber bleibt zurück, das Heiligthum setzt sich nicht in Bewegung, daher ziemt es weder Josua noch Kaleb, sich an die Spitze der Kühneren zu stellen. Genug, der nicht unterstützte, eigenmächtige Vortrab wird geschlagen, Ungeduld vermehrt sich. Der schon ausgebrochene Unmuth des Volkes, die mehreren Meutereien, an denen sogar Aaron und Myriane Theil genommen, brechen aufs Neue desto lebhafter aus, und geben abermals ein Zeugniß, wie wenig Moses seinem großen Berufe gewachsen war. Es ist schon an sich keine Frage, wird aber durch das Zeugniß Kalebs unwiderruflich bestätigt, daß an dieser Stelle möglich, ja unerläßlich gewesen, ins Land Canaan einzudringen, Hebron, den Hain Mamre in Besitz zu nehmen, das heilige Grab Abrahams zu erobern, und sich dadurch einen Ziel-, Stütz- und Mittelpunkt für das ganze Unternehmen zu verschaffen. Welcher Nachtheil mußte dagegen dem unglücklichen Volke entspringen, wenn man den bisher befolgten, von Jethro zwar nicht ganz uneigennützig,

aber doch nicht ganz verrätherisch vorgeschlagenen, Plan auf Einmal so frevventlich aufzugeben, beschloß.

Das zweite Jahr, von dem Auszuge aus Aegypten an gerechnet, war noch nicht vorüber, und man hätte sich vor Ende desselben, obgleich noch immer spät genug, im Besitze des schönsten Theils des erwünschten Landes gesehen; allein die Bewohner, aufmerksam, hatten den Riegel vorgeschoben, und wohin sich nun wenden? Man war nordwärts weit genug vorgerückt, und nun sollte man wieder ostwärts ziehen, um jenen Weg endlich einzuschlagen, den man gleich anfangs hätte nehmen sollen. Allein gerade hier in Osten lag das von Gebirgen umgebene Land Edom vor; man wollte sich einen Durchzug erbitten, die klügeren Edomiter schlugen ihn rund ab. Sich durchzufechten war nicht räthlich, man mußte sich also zu einem Umwege, bei dem man die edomitischen Gebirge links ließ, bequemen, und hier ging die Reise im Ganzen ohne Schwierigkeit von Statten, denn es bedurfte nur wenige Stationen, Oboth, Jiim, um an den Bach Sared, den ersten der seine Wasser ins todte Meer gießt, und ferner an den Arnon zu kommen. Indessen war Miriam verschieden, Aaron verschwunden, kurz nachdem sie sich gegen Mosen aufgelehnt hatten.

Vom Bache Arnon an ging Alles noch glücklicher wie bisher. Das Volk sahe sich zum Zweitenmale nahe am Ziele seiner Wünsche, in einer Gegend die wenig Hindernisse entgegen setzte; hier konnte man in Masse vordringen, und die Völker, welche den Durchzug verweigerten, überwinden, verderben und vertreiben. Man schritt weiter vor, und so wurden Midianiter, Moabiter, Amoriter in ihren schönsten Besitzungen angegriffen, ja die ersten sogar, was Jethro vorsichtig abzuwenden gedachte, vertilgt, das linke Ufer des Jordans wurde genommen und einigen ungeduldigen Stämmen Ansiedelungen erlaubt, unterdessen man abermals, auf hergebrachte Weise, Gesetze gab, Anordnungen machte, und den Jordan zu überschreiten zögerte. Unter diesen Verhandlungen verschwand Moses selbst, wie Aaron verschwunden war, und wir müßten uns sehr irren, wenn nicht Josua und Kaleb, die seit einigen Jahren ertragene Regentschaft eines beschränkten Mannes zu endigen, und ihn so vielen Unglücklichen, die er vorausgeschickt, nachzusenden für gut gefunden hätten; um der Sache ein Ende zu machen, und mit Ernst sich in den Besitz des ganzen rechten Jordanufers, und des darin gelegenen Landes, zu setzen.

Man wird der Darstellung, wie sie hier gegeben ist, wohl gerne zugestehen, daß sie uns den Fortschritt eines wichtigen Unternehmens so rasch als consequent

vor die Seele bringt: aber man wird ihr nicht sogleich Zutrauen und Beifall schenken, weil sie jenen Heereszug, den der ausdrückliche Buchstabe der heiligen Schrift auf sehr viele Jahre hinausdehnt, in kurzer Zeit vollbringen läßt. Wir müssen daher unsere Gründe angeben, wodurch wir uns zu einer so großen Abweichung berechtigt glauben, und dies kann nicht besser geschehen, als wenn wir über die Erdfläche, welche jene Volksmasse zu durchziehen hatte, und über die Zeit, welche jede Caravane zu einem solchen Zuge bedürfen würde, unsere Betrachtungen anstellen, und zugleich was uns in diesem besonderen Falle überliefert ist, gegen einander halten und erwägen.

Wir übergehen den Zug vom rothen Meere bis an den Sinai, wir lassen ferner Alles, was in der Gegend des Berges vorgegangen, auf sich beruhen, und bemerken nur, daß die große Volksmasse am zwanzigsten Täge des zweiten Monats, im zweiten Jahre der Auswanderung aus Aegypten, vom Fuße des Sinai aufgebrochen. Von da bis zur Wüste Paran hatten sie keine vierzig Meilen, die eine beladene Caravane in fünf Tagen bequem zurücklegt. Man gebe der ganzen Colonne Zeit, um jedesmal heran zu kommen, genugsame Rasttage, man setze anderen Aufenthalt, genug sie konnten, auf alle Fälle in der Gegend ihrer Bestimmung in zwölf Tagen an-

kommen, welches denn auch mit der Bibel und der gewöhnlichen Meinung übereintrifft. Hier werden die Botschafter ausgeschickt, die ganze Volksmasse rückt nur um weniges weiter vor bis Kades, wohin die Abgesendeten nach vierzig Tagen zurückkehren, worauf denn sogleich nach schlecht ausgefallenem Kriegsversuch, die Unterhandlung mit den Edomitern unternommen wird. Man gebe dieser Negotiation so viel Zeit als man will, so wird man sie nicht wohl über dreißig Tage ausdehnen dürfen. Die Edomiter schlagen den Durchzug rein ab, und für Israel war es keinesweges räthlich in einer so sehr gefährlichen Lage lange zu verweilen: denn, wenn die Cananiter mit den Edomitern einverstanden, jene von Norden, diese von Osten, aus ihren Gebirgen hervorgebrochen wären, so hätte Israel einen schlimmen Stand gehabt.

Auch macht hier die Geschichtserzählung keine Pause, sondern der Entschluß wird gleich gefaßt, um das Gebirge Edom herum zu ziehen. Nun beträgt der Zug um das Gebirge Edom, erst nach Süden, dann nach Norden gerichtet, bis an den Fluß Arnon abermals keine vierzig Meilen, welche also in fünf Tagen zurückzulegen gewesen wären. Summirt man nun auch jene vierzig Tage, in welchen sie den Tod Aarons betrauert, hinzu, so behalten wir immer noch sechs Monate des zweiten Jahres für

jede Art von Retardation und Zaudern und zu denen Zügen übrig, welche die Kinder Israel glücklich bis an den Jordan bringen sollen. Wo kommen aber denn die übrigen acht und dreißig Jahre hin?

Diese haben den Auslegern viele Mühe gemacht, so wie die ein und vierzig Stationen, unter denen funfzehne sind, von welchen die Geschichtserzählung nichts meldet, die aber, in dem Verzeichnisse eingeschaltet, den Geographen viel Pein verursacht haben. Nun stehen die eingeschobenen Stationen mit den überflüssigen Jahren in glücklich fabelhaftem Verhältnisse; denn sechzehn Orte, von denen man nichts weiß, und acht und dreißig Jahre, von denen man nichts erfährt, geben die beste Gelegenheit, sich mit den Kindern Israel in der Wüste zu verirren.

Die Geschichtserzählung, wie wir sie sorgfältig von allen Einschiebseln getrennt haben, spricht von einem Kades in der Wüste Paran, und gleich darauf von einem Kades in der Wüste Zin; von dem ersten werden die Botschafter weggeschickt, und von dem zweiten zieht die ganze Masse weg, nachdem die Edomiter den Durchzug durch ihr Land verweigern. Hieraus geht von selbst hervor, daß es ein und eben derselbe Ort ist; denn der vorgehabte Zug durch Edom war eine Folge des fehlgeschlagenen

Versuchs von dieser Seite in das Land Canaan einzudringen, und so viel ist noch aus anderen Stellen deutlich, daß die beiden öfters genannten Wüsten an einander stoßen, Zin nördlicher, Paran südlicher lag, und Kades in einer Oase als Rastplatz zwischen beiden Wüsten gelegen war.

Niemals wäre man auch auf den Gedanken gekommen, sich zwei Kades einzubilden, wenn man nicht in der Verlegenheit gewesen wäre, die Kinder Israel lange genug in der Wüste herumzuführen. Diejenigen jedoch, welche nur Ein Kades annehmen, und dabei von dem vierzigjährigen Zug und den eingeschalteten Stationen Rechenschaft geben wollen, sind noch übler daran, besonders wissen sie, wenn sie den Zug auf der Karte darstellen wollen, sich nicht wunderlich genug zu geberden, um das Unmögliche anschaulich zu machen. Denn freilich ist das Auge ein besserer Richter des Unschicklichen, als der innere Sinn. Sanson schiebt die vierzehn unechten Stationen zwischen den Sinai und Kades. Hier kann er nicht genug Zickzacks auf seine Karte zeichnen, und doch beträgt jede Station nur zwei Meilen, eine Strecke, die nicht einmal hinreicht, daß sich ein solcher ungeheurer Heerwurm in Bewegung setzen könnte.

Wie bevölkert und bebauet muß nicht diese Wüste sein, wo man alle zwei Meilen, wo nicht Städte und Ortschaften, doch mit Namen bezeichnete Ruheplätze findet? Welcher Vortheil für den Heerführer und sein Volk! Dieser Reichthum der inneren Wüste aber wird dem Geographen bald verderblich. Er findet von Kades nur fünf Stationen bis Ezeongaber, und auf dem Rückwege nach Kades, wohin er sie doch bringen muß, unglücklicherweise gar keine; er legt daher einige seltsame, und selbst in jener Liste nicht genannte Städte, dem reisenden Volke in den Weg, so wie man ehemals die geographische Leerheit mit Elephanten zudeckte. Kalmet sucht sich aus der Noth, durch wunderliche Kreuz- und Querzüge zu helfen, setzt einen Theil der überflüssigen Orte gegen das mittelländische Meer zu, macht Hazeroth und Moseroth zu Einem Orte, und bringt, durch die seltsamsten Irrsprünge, seine Leute endlich an den Arnon. Well, der zwei Kades annimmt, verzerrt die Lage des Landes über die Maßen. Bei Molin tanzt die Caravane eine Polonaise, wodurch sie wieder an's rothe Meer gelangt, und den Sinai nordwärts im Rücken hat. Es ist nicht möglich, weniger Einbildungskraft, Anschauen, Genauigkeit und Urtheil zu zeigen, als diese frommen, wohldenkenden Männer.

Die Sache aber auf's Genaueste betrachtet, wird es höchst wahrscheinlich, daß das überflüssige Stationen-Verzeichniß zur Rettung der problematischen vierzig Jahre eingeschoben werden. Denn in dem Texte, welchem wir bei unserer Erzählung genau folgen, steht: „daß das Volk, da es von den Cananitern geschlagen, und ihm der Durchzug durch's Land Edom versagt worden, auf dem Wege zum Schilfmeere, gegen Ezeongaber, der Edomiter Land umzogen." Daraus ist der Irrthum entstanden, daß sie wirklich an's Schilfmeer nach Ezeongaber, das wahrscheinlich damals noch nicht existirte, gekommen, obgleich der Text von dem Umziehen des Gebirges Seir auf genannter Straße spricht, so wie man sagt, der Fuhrmann fährt die Leipziger Straße, ohne daß er deshalb nothwendig nach Leipzig fahren müsse. Haben wir nun die überflüssigen Stationen bei Seite gebracht, so möchte es uns ja wohl auch mit den überflüssigen Jahren gelingen. Wir wissen, daß die alttestamentliche Chronologie künstlich ist, daß sich die ganze Zeitrechnung in bestimmte Kreise von neun und vierzig Jahren auflösen läßt, und daß also diese mystische Epochen herauszubringen, manche historische Zahlen müssen verändert worden sein. Und wo ließen sich sechs bis acht und dreißig Jahre, die etwa in einem Cyklus fehlten, bequemer einschieben, als in jene Epoche, die so sehr im Dunkeln lag, und die auf

einem wüsten unbekannten Flecke sollte zugebracht worden sein. Ohne daher an die Chronologie, das schwierigste aller Studien, nur irgend zu rühren, so wollen wir den poetischen Theil derselben hier zu Gunsten unserer Hypothese kürzlich in Betracht ziehn.

Mehrere runde, heilig, symbolisch, poetisch zu nennende Zahlen kommen in der Bibel so wie in anderen alterthümlichen Schriften vor. Die Zahl Sieben scheint dem Schaffen, Wirken und Thun, die Zahl Vierzig hingegen dem Beschauen, Erwarten, vorzüglich aber der Absonderung gewidmet zu sein. Die Sündfluth, welche Noah und die Seinen von aller übrigen Welt abtrennen sollte, nimmt vierzig Tage zu; nachdem die Gewässer genugsam gestanden, verlaufen sie während vierzig Tagen, und so lange noch hält Noah den Schalter der Arche verschlossen. Gleiche Zeit verweilt Moses zweimal auf Sinai, abgesondert von dem Volke; die Kundschafter bleiben eben so lange in Canaan, und so soll denn auch das ganze Volk durch so viel mühselige Jahre abgesondert von allen Völkern, gleichen Zeitraum bestätigt und geheiligt haben. Ja in's neue Testament geht die Bedeutung dieser Zahl in ihrem vollen Werth hinüber; Christus bleibt vierzig Tage in der Wüste um den Versucher abzuwarten.

Wäre uns nun gelungen die Wanderung der Kinder Israel vom Sinai bis an den Jordan, in einer kürzeren Zeit zu vollbringen, ob wir gleich hiebei schon viel zu viel auf ein schwankendes, unwahrscheinliches Retardiren Rücksicht genommen; hätten wir uns so vieler fruchtlosen Jahre, so vieler unfruchtbaren Stationen entledigt, so würde sogleich der große Heerführer, gegen das, was wir an ihn zu erinnern gehabt, in seinem ganzen Werthe wieder hergestellt. Auch würde die Art, wie in diesen Büchern Gott erschien, uns nicht mehr so drückend sein, als bisher, wo er sich durchaus grauenvoll und schrecklich erzeigt; da schon wieder im Buche Josua und der Richter, sogar auch weiterhin, ein reineres patriarchalisches Wesen wieder hervortritt und der Gott Abrahams nach wie vor den Seinen freundlich erscheint, wenn uns der Gott Mosis eine Zeit lang mit Grauen und Abscheu erfüllt hat. Uns hierüber aufzuklären, sprechen wir aus: wie der Mann, so auch sein Gott. Daher also von dem Charakter Mosis noch einige Schlußworte!

Ihr habt, könnte man uns zurufen, in dem Vorhergehenden mit allzu großer Verwegenheit einem außerordentlichen Manne diejenigen Eigenschaften abgesprochen, die bisher höchlich an ihm bewundert wurden: die Eigenschaften des Regenten und Heer=

führers. Was aber zeichnet ihn denn aus? Wodurch legitimirt er sich zu einem so wichtigen Berufe? Was giebt ihm die Kühnheit, sich, trotz innerer und äußerer Ungunst, zu einem solchen Geschäfte hinzudrängen, wenn ihm jene Haupterfordernisse, jene unerläßlichen Talente fehlen, die ihr ihm mit unerhörter Frechheit absprecht? Hierauf lasse man uns antworten: Nicht die Talente, nicht das Geschick zu Diesem oder Jenem machen eigentlich den Mann der That, die Persönlichkeit ist's, von der in solchen Fällen Alles abhängt. Der Charakter ruht auf der Persönlichkeit, nicht auf den Talenten. Talente können sich zum Charakter gesellen, er gesellt sich nicht zu ihnen: denn ihm ist Alles entbehrlich, außer er selbst. Und so gestehen wir gern, daß uns die Persönlichkeit Mosis, von dem ersten Meuchelmord an, durch alle Grausamkeiten durch, bis zum Verschwinden, ein höchst bedeutendes und würdiges Bild giebt, von einem Manne, der durch seine Natur zum Größten getrieben ist. Aber freilich wird ein solches Bild ganz entstellt, wenn wir einen kräftigen, kurz gebundenen, raschen Thatmann, vierzig Jahre ohne Sinn und Noth, mit einer ungeheuren Volksmasse, auf einem so kleinen Raum, im Angesicht seines großen Zieles, herum taumeln sehen. Blos durch die Verkürzung des Weges und der Zeit, die er darauf zugebracht, haben wir alles Böse, was wir von ihm zu sagen

gewagt, wieder ausgeglichen und ihn an seine rechte Stelle gehoben.

Es bleibt uns nun nichts mehr übrig, als dasjenige zu wiederholen, womit wir unsere Betrachtungen begonnen haben. Kein Schade geschiehet den heiligen Schriften, so wenig als jeder anderen Ueberlieferung, wenn wir sie mit kritischem Sinne behandeln, wenn wir aufdecken, worin sie sich widerspricht, und wie oft das Ursprüngliche, Bessere, durch nachherige Zusätze, Einschaltungen und Accommodationen verdeckt, ja entstellt worden. Der innerliche, eigentliche Ur- und Grundwerth geht nur desto lebhafter und reiner hervor, und dieser ist es auch, nach welchem Jedermann, bewußt oder bewußtlos, hinblickt, hingreift, sich daran erbaut und alles Uebrige, wo nicht wegwirft, doch fallen oder auf sich beruhen läßt.

553.

Nähere Hülfsmittel.

Wenn uns die heiligen Schriften uranfängliche Zustände und die allmählige Entwickelung einer bedeutenden Nation vergegenwärtigen; Männer aber, wie Michaelis, Eichhorn, Paulus, Heeren, noch mehr Natur und Unmittelbarkeit in jenen Ueber

lieferungen aufweisen, als wir selbst hätten entdecken können; so ziehen wir, was die neuere und neueste Zeit angeht, die größten Vortheile aus Reisebeschreibungen und anderen dergleichen Documenten, die uns mehrere, nach Osten vordringende Westländer, nicht ohne Mühseligkeit, Genuß und Gefahr, nach Hause gebracht, und zu herrlicher Belehrung mitgetheilt haben. Hiervon berühren wir nur einige Männer, durch deren Augen wir jene weit entfernten, höchst fremdartigen Gegenstände zu betrachten, seit vielen Jahren beschäftigt gewesen.

554.

Wallfahrten und Kreuzzüge.

Deren zallose Beschreibungen belehren zwar auch in ihrer Art; doch verwirren sie über den eigentlichsten Zustand des Orients mehr unsere Einbildungskraft, als daß sie ihr zu Hülfe kämen. Die Einseitigkeit der christlich-feindlichen Ansicht beschränkt uns durch ihre Beschränkung, die sich in der neueren Zeit nur einigermaßen erweitert, als wir nunmehr jene Kriegsereignisse durch orientalische Schriftsteller nach und nach kennen lernen. Indessen bleiben wir allen aufgeregten Wall- und Kreuzfahrern zu Dank verpflichtet, da wir ihrem religiösen Enthusiasmus, ihrem kräf-

tigen, unermüdlichen Widerstreit gegen östliches Zudringen doch eigentlich Beschützung und Erhaltung der gebildeten europäischen Zustände schuldig geworden.

555.

Marco Polo. Dieser vorzügliche Mann steht allerdings oben an. Seine Reise fällt in die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts; er gelangt bis in den fernsten Osten, führt uns in die fremdartigsten Verhältnisse, worüber wir, da sie beinahe fabelhaft aussehen, in Verwunderung, in Erstaunen gerathen. Gelangen wir aber auch nicht sogleich über das Einzelne zur Deutlichkeit, so ist doch der gedrängte Vortrag dieses weitausgreifenden Wanderers höchst geschickt, das Gefühl des Unendlichen, Ungeheueren in uns aufregen. Wir befinden uns an dem Hof des Kublai Chan, der, als Nachfolger von Gengis, grenzenlose Landstrecken beherrschte. Denn was soll man von einem Reiche und dessen Ausdehnung halten, wo es unter andern heißt: „Persien ist eine große Provinz, die aus neun Königreichen besteht;" und nach einem solchen Maaßstabe wird alles Uebrige gemessen. So die Residenz, im Norden von China, unübersehbar; das Schloß des Chans, eine Stadt in der Stadt; daselbst aufgehäufte Schätze und Waffen; Beamte, Soldaten und Hofleute unzählbar;

zu wiederholten Festmahlen Jeder mit seiner Gattin berufen. Eben so ein Landaufenthalt! Einrichtung zu allem Vergnügen, besonders ein Heer von Jägern, und eine Jagdlust in der größten Ausbreitung. Gezähmte Leoparden, abgerichtete Falken, die thätigsten Gehülfen der Jagenden, zahllose Beute gehäuft. Dabei das ganze Jahr Geschenke ausgespendet und empfangen. Gold und Silber; Juwelen, Perlen, alle Arten von Kostbarkeiten im Besitz des Fürsten und seiner Begünstigten; indessen sich die übrigen Millionen von Unterthanen wechselseitig mit einer Scheinmünze abzufinden haben.

Begeben wir uns aus der Hauptstadt auf die Reise, so wissen wir vor lauter Vorstädten nicht, wo die Stadt aufhört. Wir finden sofort Wohnung an Wohnungen, Dorf an Dörfern, und den herrlichen Fluß hinab eine Reihe von Lustorten. Alles nach Tagereisen gerechnet und nicht wenigen. Nun zieht, vom Kaiser beauftragt, der Reisende nach anderen Gegenden; er führt uns durch unübersehbare Wüsten, dann zu heerdenreichen Gauen, Bergreihen hinan, zu Menschen von wunderbaren Gestalten und Sitten, und läßt uns zuletzt, über Eis und Schnee, nach der ewigen Nacht des Poles hinschauen. Dann auf einmal trägt er uns, wie auf einem Zaubermantel, über die Halbinsel Indiens hinab. Wir sehen Ceylon unter uns

liegen, Madagascar, Java; unser Blick irrt auf wunderlich benamste Inseln, und doch läßt er uns überall von Menschengestalten und Sitten, von Landschaft, Bäumen, Pflanzen und Thieren, so manche Besonderheit erkennen, die für die Wahrheit seiner Anschauung bürgt, wenn gleich Vieles mährchenhaft erscheinen möchte. Nur der wohlunterrichtete Geograph könnte dies Alles ordnen und bewähren. Wir mußten uns mit dem allgemeinen Eindruck begnügen; denn unsern ersten Studien kamen keine Noten und Bemerkungen zu Hülfe.

556.

Johannes von Montevilla. Dessen Reise beginnt im Jahre 1320, und ist uns die Beschreibung derselben, als Volksbuch, aber leider sehr ungestaltet, zugekommen. Man gesteht dem Verfasser zu, daß er große Reisen gemacht, Vieles gesehen und gut gesehen, auch richtig beschrieben. Nun beliebt es ihm aber nicht nur mit fremdem Kalbe zu pflügen, sondern auch alte und neue Fabeln einzuschalten, wodurch denn das Wahre selbst seine Glaubwürdigkeit verliert. Aus der lateinischen Ursprache erst in's Niederdeutsche, sodann in's Oberdeutsche gebracht, erleidet das Büchlein neue Verfälschung der Namen. Auch der Uebersetzer erlaubt sich auszulassen und einzuschal=

ten, wie unser Görres, in seiner verdienstlichen Schrift über die deutschen Volksbücher anzeigt, auf welche Weise Genuß und Nutzen an diesem bedeutenden Werke verkümmert worden.

557.

Pietro della Valle, aus einem uralten römischen Geschlechte, das seinen Stammbaum bis auf die edlen Familien der Republik zurückführen durfte, ward im Jahre 1586 zu einer Zeit geboren, da die sämmtlichen Reiche Europens sich einer hohen geistigen Bildung erfreuten. In Italien lebte Tasso noch, obgleich in traurigem Zustande; doch wirkten seine Gedichte auf alle vorzügliche Geister. Die Verskunst hatte sich so weit verbreitet, daß schon Improvisatoren hervortraten, und kein junger Mann von freieren Gesinnungen des Talents entbehren durfte, sich Reimweise auszudrücken. Sprachstudium, Grammatik, Red- und Stylkunst wurden gründlich behandelt, und so wuchs in allen diesen Vorzügen unser Jüngling sorgfältig gebildet heran.

Waffenübungen zu Fuß und Roß, die edle Fecht- und Reitkunst dienten ihm zu täglicher Entwickelung körperlicher Kräfte, und der damit innig verbundenen Charakterstärke. Das wüste Treiben früherer Kreuz-

züge hatte sich nun zur Kriegskunst und zu ritterlichem Wesen herangebildet, auch die Galanterie in sich aufgenommen. Wir sehen den Jüngling, wie er mehreren Schönen, besonders in Gedichten, den Hof macht, zuletzt aber höchst unglücklich wird, als ihn die eine, die er sich anzueignen, mit der er sich ernstlich zu verbinden gedenkt, hintenansetzt, und einem Unwürdigen sich hingiebt. Sein Schmerz ist grenzenlos, und um sich Luft zu machen, beschließt er, im Pilgerkleide, nach dem heiligen Lande zu wallen.

Im Jahre 1614 gelangt er nach Constantinopel, wo sein adeliches, einnehmendes Wesen die beste Aufnahme gewinnt. Nach Art seiner früheren Studien, wirft er sich gleich auf die orientalischen Sprachen, verschafft sich zuerst eine Uebersicht der türkischen Literatur, Landesart und Sitten, und begiebt sich sodann, nicht ohne Bedauern seiner neu erworbenen Freunde, nach Aegypten. Seinen dortigen Aufenthalt nutzt er ebenfalls, um die alterthümliche Welt und ihre Spuren in der neueren auf das ernstlichste zu suchen und zu verfolgen; von Kairo zieht er auf den Berg Sinai, das Grab der heiligen Katharina zu verehren, und kehrt, wie von einer Lustreise, zur Hauptstadt Aegyptens zurück: gelangt, von da zum zweitenmale abreisend, in sechzehn Tagen nach Jerusalem, wodurch das wahre Maaß der Entfernung beider

Städte sich unserer Einbildungskraft aufdrängt. Dort, das heilige Grab verehrend, erbittet er sich vom Erlöser, wie früher schon von der heiligen Katharina, Befreiung von seiner Leidenschaft; und wie Schuppen fällt es ihm von den Augen, daß er ein Thor gewesen, die bisher Angebetete für die Einzige zu halten, die eine solche Huldigung verdiene; seine Abneigung gegen das übrige weibliche Geschlecht ist verschwunden, er sieht sich nach einer Gemahlin um, und schreibt seinen Freunden, zu denen er bald zurückzukehren hofft, ihm eine würdige auszusuchen.

Nachdem er nun alle heiligen Orte betreten und bebetet, wozu ihm die Empfehlung seiner Freunde von Constantinopel, am meisten aber ein ihm zur Begleitung mitgegebener Capighi, die besten Dienste thun, reist er mit dem vollständigsten Begriff dieser Zustände weiter. erreicht Damaskus, sodann Aleppo, woselbst er sich in syrische Kleidung hüllt, und seinen Bart wachsen läßt. Hier nun begegnet ihm ein bedeutendes, schicksalbestimmendes Abenteuer. Ein Reisender gesellt sich zu ihm, der von der Schönheit und Liebenswürdigkeit einer jungen georgischen Christin, die sich mit den Ihrigen zu Bagdad aufhält, nicht genug zu erzählen weiß, und Valle verliebt sich, nach echt orientalischer Weise, in ein Wortbild, dem er begierig entgegen reist. Ihre Gegenwart vermehrt

Neigung und Verlangen, er weiß die Mutter zu gewinnen, der Vater wird beredet; doch geben Beide seiner ungestümen Leidenschaft nur ungerne nach; ihre geliebte, anmuthige Tochter von sich zu lassen, scheint ein allzu großes Opfer. Endlich wird sie seine Gattin, und er gewinnt dadurch für Leben und Reise den größten Schatz. Denn ob er gleich mit adelichem Wissen und Kenntniß mancher Art ausgestattet, die Wallfahrt angetreten, und in Beobachtung dessen, was sich unmittelbar auf den Menschen bezieht, so aufmerksam als glücklich, und im Betragen gegen Jedermann in allen Fällen musterhaft gewesen; so fehlt es ihm doch an Kenntniß der Natur, deren Wissenschaft sich damals nur noch in dem engen Kreise ernster und bedächtiger Forscher bewegte. Daher kann er die Aufträge seiner Freunde, die von Pflanzen und Hölzern, von Gewürzen und Arzeneien Nachricht verlangen, nur unvollkommen befriedigen; die schöne Maani aber, als ein liebenswürdiger Hausarzt, weiß von Wurzeln, Kräutern und Blumen, wie sie wachsen, von Harzen, Balsamen, Oelen, Saamen und Hölzern, wie sie der Handel bringt, genugsame Rechenschaft zu geben, und ihres Gatten Beobachtung, der Landes-Art gemäß, zu bereichern.

Wichtiger aber ist diese Verbindung für Lebens- und Reisethätigkeit. Maani, zwar vollkommen

weiblich, zeigt sich von resolutem, allen Ereignissen gewachsenem Charakter; sie fürchtet keine Gefahr, ja sucht sie eher auf, und beträgt sich überall edel und ruhig; sie besteigt auf Mannsweise das Pferd, weiß es zu bezähmen und anzutreiben, und so bleibt sie eine muntere aufregende Gefährtin. Eben so wichtig ist es, daß sie unterwegs mit den sämmtlichen Frauen in Berührung kommt, und ihr Gatte daher von den Männern gut aufgenommen, bewirthet und unterhalten wird, indem sie sich auf Frauenweise mit den Gattinnen zu bethun und zu beschäftigen weiß.

Nun genießt aber erst das junge Paar eines bei den bisherigen Wanderungen im türkischen Reiche, unbekannten Glückes. Sie betreten Persien im dreißigsten Jahre der Regierung Abbas des Zweiten, der sich, wie Peter und Friedrich, den Namen des Großen verdiente. Nach einer gefahrvollen, bänglichen Jugend, wird er sogleich beim Antritt seiner Regierung auf's Deutlichste gewahr, wie er, um sein Reich zu beschützen, die Grenzen erweitern müsse, und was für Mittel es gebe, auch innerliche Herrschaft zu sichern; zugleich geht Sinnen und Trachten dahin, das entvölkerte Reich durch Fremdlinge wieder herzustellen, und den Verkehr der Seinigen durch öffentliche Wege- und Gastanstalten zu beleben und zu erleichtern. Die größten Einkünfte und Begünstigungen

verwendet er zu grenzenlosen Bauten. Ispahan, zur Hauptstadt gewürdigt, mit Pallästen und Gärten, Caravansereien und Häusern, für königliche Gäste übersäet; eine Vorstadt, für die Armenier erbaut, die, sich dankbar zu beweisen, ununterbrochen Gelegenheit finden, indem sie für eigene und für königliche Rechnung handelnd, Profit und Tribut den Fürsten zu gleicher Zeit abzutragen klug genug sind. Eine Vorstadt für Georgier, eine andere für Nachfahren der Feueranbeter, erweitern abermals die Stadt, die zuletzt so grenzenlos als eine unserer neuen Reichsmittelpunkte sich erstreckt. Römisch-Katholische Geistliche, besonders Carmeliten sind wohl aufgenommen und beschützt; weniger die griechische Religion, die, unter dem Schutze der Türken stehend, dem allgemeinen Feinde Europens und Asiens anzugehören scheint.

Ueber ein Jahr hatte sich della Valle in Ispahan aufgehalten, und seine Zeit ununterbrochen thätig benutzt, um von allen Zuständen und Verhältnissen genaue Nachricht einzuziehen. Wie lebendig sind daher seine Darstellungen! Wie genau seine Nachrichten! Endlich, nachdem er Alles ausgekostet, fehlt ihm noch der Gipfel des ganzen Zustandes, die persönliche Bekanntschaft des von ihm so hoch bewunderten Kaisers, der Begriff, wie es bei Hofe, im Gefecht, bei der Armee zugehe.

In dem Lande Mazenderan, der südlichen Küste des caspischen Meeres, in einer, freilich sumpfigen, ungesunden Gegend, legt sich der thätige unruhige Fürst abermals eine große Stadt an, Ferhabad benannt, und bevölkerte sie mit beorderten Bürgern; sogleich in der Nähe erbauet er sich manchen Bergsitz auf den Höhen des amphitheatralischen Kessels, nicht allzuweit von seinen Gegnern den Russen und Türken, in einer durch Bergrücken geschützten Lage. Dort residirt er gewöhnlich, und della Valle sucht ihn auf. Mit Maani kommt er an, wird wohl empfangen, nach einem orientalisch-klugen vorsichtigen Zaudern, dem Könige vorgestellt, gewinnt dessen Gunst, und wird zur Tafel und Trinkgelagen zugelassen, wo er vorzüglich von europäischer Verfassung, Sitte, Religion, dem schon wohlunterrichteten, wißbegierigen Fürsten Rechenschaft zu geben hat.

Im Orient überhaupt, besonders aber in Persien, findet sich eine gewisse Naivität und Unschuld des Betragens durch alle Stände bis zur Nähe des Thrones. Zwar zeigt sich auf der oberen Stufe eine entschiedene Förmlichkeit, bei Audienzen, Tafeln und sonst; bald aber entsteht in des Kaisers Umgebung eine Art von Carnevals-Freiheit, die sich höchst scherzhaft ausnimmt. Erlustigt sich der Kaiser in Gärten

und Kiosken, so darf Niemand in Stiefeln auf die Teppiche treten, worauf sich der Hof befindet. Ein tartarischer Fürst kommt an, man zieht ihm den Stiefel aus; aber er, nicht geübt auf Einem Beine zu stehen, fängt an zu wanken; der Kaiser selbst tritt nun hinzu und hält ihn, bis die Operation vorüber ist. Gegen Abend steht der Kaiser in einem Hofzirkel, in welchem goldene, weingefüllte Schalen herumkreisen; mehrere von mäßigem Gewicht, einige aber durch einen verstärkten Boden so schwer, daß der ununterrichtete Gast den Wein verschüttet, wo nicht gar den Becher, zur höchsten Belustigung des Herrn und der Eingeweihten, fallen läßt. Und so trinkt man im Kreise herum, bis einer, unfähig länger sich auf den Füßen zu halten, weggeführt wird, oder zur rechten Zeit hinwegschleicht. Beim Abschiede wird dem Kaiser keine Ehrerbietung erzeigt, Einer verliert sich nach dem Andern, bis zuletzt der Herrscher allein bleibt, eine Zeit lang noch einer melancholischen Musik zuhört, und sich endlich dann auch zur Ruhe begiebt. Noch seltsamere Geschichten werden aus dem Harem erzählet, wo die Frauen ihren Beherrscher kitzeln, sich mit ihm balgen, ihn auf den Teppich zu bringen suchen, wobei er sich, unter großem Gelächter, nur mit Schimpfreden zu helfen und zu rächen sucht.

Indem wir nun dergleichen lustige Dinge von den innern Unterhaltungen des kaiserlichen Harems vernehmen, so dürfen wir nicht denken, daß der Fürst und sein Staats-Divan müssig oder nachlässig geblieben. Nicht der thätig-unruhige Geist Abbas des Großen allein war es, der ihn antrieb, eine zweite Hauptstadt am caspischen Meere zu erbauen; Ferhabad lag zwar höchst günstig zu Jagd- und Hoflust, aber auch, von einer Bergkette geschützt, nahe genug an der Grenze, daß der Kaiser jede Bewegung der Russen und Türken, seiner Erbfeinde, zeitig vernehmen und Gegenanstalten treffen konnte. Von den Russen war gegenwärtig nichts zu fürchten, das innere Reich, durch Usurpatoren und Trugfürsten zerrüttet, genügte sich selbst nicht; die Türken hingegen hatte der Kaiser, schon vor zwölf Jahren, in der glücklichsten Feldschlacht, dergestalt überwunden, daß er in der Folge von dort her nichts mehr zu befahren hatte, vielmehr noch große Landstrecken ihnen abgewann. Eigentlicher Friede jedoch konnte zwischen solchen Nachbaren sich nimmer befestigen, einzelne Neckereien, öffentliche Demonstrationen weckten beide Partheien zu fortwährender Aufmerksamkeit.

Gegenwärtig aber sieht sich Abbas zu ernsteren Kriegesrüstungen genöthigt. Völlig im uráltesten Styl ruft er sein ganzes Heeresvolk in die Flächen

von Aberbijan zusammen, es drängt sich in allen seinen Abtheilungen zu Roß und Fuß, mit den mannigfaltigsten Waffen herbei; zugleich ein unendlicher Troß. Denn Jeder nimmt, wie bei einer Auswanderung, Weiber, Kinder und Gepäcke mit. Auch della Valle führt seine schöne Maani und ihre Frauen, zu Pferde und Sänfte, dem Heere und Hofe nach, weshalb ihn der Kaiser belobt, weil er sich hiedurch als einen angesehenen Mann beweist.

Einer solchen ganzen Nation, die sich massenhaft in Bewegung setzt, darf es nun auch an gar nichts fehlen, was sie zu Hause allenfalls bedürfen könnte; weshalb denn Kauf- und Handelsleute aller Art mitziehen, überall einen flüchtigen Bazar aufschlagen, eines guten Absatzes gewärtig. Man vergleicht daher das Lager des Kaisers jederzeit einer Stadt, worin denn auch so gute Polizei und Ordnung gehandhabt wird, daß Niemand, bei grausamer Strafe, weder fouragiren noch requiriren, viel weniger aber plündern darf, sondern von Großen und Kleinen Alles baar bezahlt werden muß; weshalb denn nicht allein Alle auf dem Wege liegenden Städte sich mit Vorräthen reichlich versehen, sondern auch aus benachbarten und entfernteren Provinzen Lebensmittel und Bedürfnisse unversiegbar zufließen.

Was aber lassen sich für strategische, was für tactische Operationen von einer solchen organisirten Unordnung erwarten? Besonders, wenn man erfährt, daß alle Volks=, Stamm= und Waffenabtheilungen sich im Gefecht vermischen, und, ohne bestimmten Vorder=, Neben= und Hintermann, wie es der Zufall giebt, durch einander kämpfen; daher denn ein glücklich errungener Sieg so leicht umschlagen, und eine einzige verlorne Schlacht auf viele Jahre hinaus das Schicksal eines Reiches bestimmen kann.

Diesmal aber kommt es zu keinem solchen furchtbaren Faust= und Waffengemenge. Zwar dringt man, mit undenkbarer Beschwerniß, durch's Gebirge; aber man zaudert, weicht nicht zurück, macht sogar Anstalten die eigenen Städte zu zerstören, damit der Feind in verwüsteten Landstrecken umkomme. Panischer Allarm, leere Siegesbotschaften schwanken durch einander; freventlich abgelehnte, stolz verweigerte Friedensbedingungen, verstellte Kampflust, hinterlistiges Zögern verspäten erst, und begünstigen zuletzt den Frieden. Da zieht nun ein Jeder, auf des Kaisers Befehl und Strafgebot ohne weitere Noth und Gefahr als was er von Weg und Gedränge gelitten, ungesäumt wieder nach Hause. Auch della Valle finden wir zu Casbin in der Nähe des Hofes wieder, unzufrieden, daß der Feldzug gegen die Türken ein so

baldiges Ende genommen. Denn wir haben ihn nicht blos als einen neugierigen Reisenden, als einen vom Zufall hin und wieder getriebenen Abenteurer zu betrachten; er hegt vielmehr seine Zwecke die er unausgesetzt verfolgt. Persien war damals eigentlich ein Land für Fremde; Abbas vieljährige Liberalität zog manchen muntern Geist herbei, noch war es nicht die Zeit förmlicher Gesandschaften, kühne, gewandte Reisende machen sich geltend. Schon hatte Sherley, ein Engländer, früher sich selbst beauftragt, und spielte den Vermittler zwischen Osten und Westen; so auch della Valle, unabhängig, wohlhabend, vornehm, gebildet, empfohlen, findet Eingang bei Hofe, und sucht gegen die Türken zu reizen. Ihn treibt eben dasselbe christliche Mitgefühl, daß die ersten Kreuzfahrer aufregte; er hatte die Mißhandlungen frommer Pilger am heiligen Grabe gesehen, zum Theil mit erduldet, und allen westlichen Nationen war daran gelegen, daß Constantinopel von Osten her beunruhigt werde: aber Abbna vertrauet nicht den Christen, die, auf eignen Vortheil bedacht, ihm zur rechten Zeit niemals von ihrer Seite beigestanden. Nun hat er sich mit den Türken verglichen; della Valle läßt aber nicht nach, und sucht eine Verbindung Persiens mit den Kosacken am schwarzen Meere anzuknüpfen. Nun kehrt er nach Ispahan zurück, mit der Absicht, sich anzusiedeln, und die römisch-katholische

Religion zu fördern. Erst die Verwandten seiner Frau, dann noch mehr Christen aus Georgien zieht er an sich, eine georgianische Waise nimmt er an Kindesstatt an, hält sich mit den Carmeliten, und führt nichts weniger im Sinne, als vom Kaiser eine Landstrecke, zur Gründung eines neuen Roms, zu erhalten.

Nun erscheint der Kaiser selbst wieder in Ispahan, Gesandte von allen Weltgegenden strömen herbei. Der Herrscher zu Pferde, auf dem größten Platze; in Gegenwart seiner Soldaten, der angesehensten Dienerschaft, bedeutender Fremden, deren Vornehmste auch alle zu Pferde mit Gefolge sich einfinden, ertheilt er launige Audienzen; Geschenke werden gebracht, großer Prunk damit getrieben, und doch werden sie bald hochfahrend verschmäht, bald darum jüdisch gemarktet, und so schwankt die Majestät immer zwischen dem Höchsten und Tiefsten. Sodann, bald geheimnißvoll verschlossen im Harem, bald vor aller Augen handelnd, sich in alles Oeffentliche einmischend, zeigt sich der Kaiser in unermüdlicher, eigenwilliger Thätigkeit.

Durchaus auch bemerkt man einen besondern Freisinn in Religionssachen. Nur keinen Muhamedaner darf man zum Christenthume bekehren; an Bekehrungen zum Islam, die er früher begünstigt,

hat er selbst keine Freude mehr. Uebrigens mag man glauben und vornehmen was man will. So feiern z. B. die Armenier gerade das Fest der Kreuzestaufe, die sie in ihrer prächtigen Vorstadt, durch welche der Fluß Synderuth läuft, feierlichst begehen. Dieser Function will der Kaiser nicht allein mit großem Gefolge beiwohnen, auch hier kann er das Befehlen, das Anordnen nicht lassen. Erst bespricht er sich mit den Pfaffen, was sie eigentlich vorhaben? Dann sprengt er auf und ab, reitet hin und her, und gebietet dem Zuge Ordnung und Ruhe, mit Genauigkeit wie er seine Krieger behandelt hätte. Nach geendigter Feier sammelt er die Geistlichen und andere bedeutende Männer um sich her, bespricht sich mit ihnen über mancherlei Religionsmeinungen und Gebräuche. Doch diese Freiheit der Gesinnung gegen andere Glaubensgenossen ist nicht blos dem Kaiser persönlich, sie findet bei den Schiitten überhaupt statt. Diese, dem Ali anhängend, der, erst vom Caliphate verdrängt, und als er endlich dazu gelangte, bald ermordet wurde, können in manchem Sinne als die unterdrückte Mahomedanische Religionspartei angesehen werden; ihr Haß wendet sich daher hauptsächlich gegen die Sunniten, welche die zwischen Mahomed und Ali eingeschobenen Caliphen mitzählen und verehren. Die Türken sind diesem Glauben zugethan, und eine sowohl politische als religiöse

Spaltung trennt die beiden Völker; indem nun die Schiiten ihre eigenen verschieden denkenden Glaubensgenossen auf's äußerste hassen, sind sie gleichgültig gegen andere Bekenner, und gewähren ihnen weit eher, als ihren eigentlichen Gegnern, eine geneigte Aufnahme.

Aber auch, schlimm genug! Diese Liberalität leidet unter den Einflüssen kaiserlicher Willkühr! Ein Reich zu bevölkern oder zu entvölkern, ist dem despotischen Willen gleich gemäß. Abbas, verkleidet auf dem Lande herumschleichend, vernimmt die Mißreden einiger Armenischen Frauen, und fühlt sich dergestalt beleidigt, daß er die grausamsten Strafen über die sämmtlichen männlichen Einwohner des Dorfes verhängt. Schrecken und Bekümmerniß verbreitet sich an den Ufern des Synderuths, und die Vorstadt Chalfa, erst durch die Theilnahme des Kaisers an ihrem Feste beglückt, versinkt in die tiefste Trauer. Und so theilen wir immer die Gefühle großer, durch den Despotismus wechselsweise erhöheten und erniedrigten Völker. Nun bewundern wir, auf welchen hohen Grade von Sicherheit und Wohlstand Abbas, als Selbst- und Alleinherrscher das Reich erhoben, und zugleich diesem Zustande eine solche Dauer verliehen, daß seiner Nachfahren Schwäche, Thorheit, folgeloses Betragen erst nach neunzig Jahren, das

Reich völlig zu Grunde richten konnten; dann aber müssen wir freilich die Kehrseite dieses imposanten Bildes hervorwenden.

Da eine jede Alleinherrschaft allen Einfluß ablehnet, und die Persönlichkeit des Regenten in größter Sicherheit zu bewahren hat, so folgt hieraus, daß der Despot immerfort Verrath argwöhnen, überall Gefahr ahnen, auch Gewalt von allen Seiten befürchten müsse, weil er ja selbst nur durch Gewalt seinen erhabenen Posten behauptet. Eifersüchtig ist er daher auf Jeden, der außer ihm Ansehen und Vertrauen erweckt, glänzende Fertigkeit zeigt, Schätze sammlet und an Thätigkeit mit ihm zu wetteifern scheint. Nun muß aber in jedem Sinne der Nachfolger am meisten Verdacht erregen. Schon zeigt es von einem großen Geiste des königlichen Vaters, wenn er seinen Sohn ohne Neid betrachtet, dem die Natur in kurzem, alle bisherigen Besitzthümer und Erwerbnisse, ohne die Zustimmung des mächtig Wollenden, unwiderruflich übertragen wird. Andererseits wird vom Sohne verlangt, daß er, edelmüthig, gebildet und geschmackvoll, seine Hoffnungen mäßige, seinen Wunsch verberge, und dem väterlichen Schicksale, auch nicht dem Scheine nach, vorgreife. Und doch! Wo ist die menschliche Natur so rein und groß, so gelassen abwartend, so, unter nothwendigen Bedingungen, mit Freude thätig? Daß

in einer solchen Lage sich der Vater nicht über den Sohn, der Sohn nicht über den Vater beklage. Und wären sie Beide engelrein, so werden sich Ohrenbläser zwischen sie stellen, die Unvorsichtigkeit wird zum Verbrechen, der Schein zum Beweis. Wie viele Beispiele liefert uns die Geschichte! Wovon wir nur des jammervollen Familienlabyrinthes gedenken," in welchem wir den König Herodes befangen sehen. Nicht allein die Seinigen halten ihn immer in schwebender Gefahr, auch ein durch Weissagung merkwürdiges Kind erregt seine Sorge, und veranlaßt eine allgemein verbreitete Grausamkeit, unmittelbar vor seinem Tode. Also erging es auch Abbas dem Großen; Söhne und Enkel machte man verdächtig, und sie gaben Verdacht; Einer ward unschuldig ermordet, der Andere halb schuldig geblendet. Dieser sprach: „mich hast du nicht des Lichts beraubt, aber das Reich." Zu diesen unglücklichen Gebrechen der Despotie fügt sich unvermeidlich ein anderes, wobei noch zufalliger und unvorhergesehener sich Gewaltthaten und Verbrechen entwickeln. Ein jeder Mensch wird von seinen Gewohnheiten regiert, nur wird er, durch äußere Bedingungen eingeschränkt, sich mäßig verhalten und Mäßigung wird ihm zur Gewohnheit. Gerade das Entgegengesetzte findet sich bei dem Despoten; ein uneingeschränkter Wille steigert sich selbst und muß, von außen nicht gewarnt, nach dem völlig Grenzen-

losen streben. Wir finden hierdurch das Räthsel gelöst, wie aus einem löblichen jungen Fürsten, dessen erste Regierungsjahre gesegnet wurden, sich nach und nach ein Tyrann entwickelt, der Welt zum Fluch, und zum Untergange der Seinen; die auch deshalb öfters dieser Qual eine gewaltsame Heilung zu verschaffen genöthigt sind.

Unglücklicher Weise wird nun jenes, dem Menschen eingeborne, alle Tugenden befördernde Streben in's Unbedingte seiner Wirkung noch schrecklicher, wenn physische Reize sich dazu gesellen. Hieraus entsteht die höchste Steigerung, welche glücklicherweise zuletzt in völlige Betäubung sich auflöst. Wir meinen den übermäßigen Gebrauch des Weins, welche die geringe Grenze einer besonnenen Gerechtigkeit und Billigkeit, die selbst der Tyrann als Mensch nicht ganz verneinen kann, augenblicklich durchbricht, und ein grenzenloses Unheil anrichtet. Wende man das Gesagte auf Abbas den Großen an, der durch seine funfzigjährige Regierung sich zum einzigen, Unbedingt-Wollenden seines ausgebreiteten, bevölkerten Reichs erhoben hatte; denke man sich ihn freimüthiger Natur, gesellig und guter Laune, dann aber durch Verdacht, Verdruß, und was am schlimmsten ist, durch übel verstandene Gerechtigkeitsliebe irre geführt, durch heftiges Trinken aufgeregt, und, daß wir das Letzte sagen, durch ein schnödes, unheilbares körperliches Uebel ge=

peinigt, und zur Verzweiflung gebracht: so wird man gestehen, daß Diejenigen Verzeihung, wo nicht Lob verdienen, welche einer so schrecklichen Erscheinung auf Erden ein Ende machten. Selig preisen wir daher gebildete Völker, deren Monarch sich selbst durch ein edles sittliches Bewußtsein regiert; glücklich die gemäßigten, bedingten Regierungen, die ein Herrscher selbst zu lieben und zu fördern Ursache hat, weil sie ihn mancher Verantwortung überheben, ihm gar manche Reue ersparen.

Aber nicht allein der Fürst, sondern ein Jeder, der, durch Vertrauen, Gunst oder Anmaßung, Theil an der höchsten Macht gewinnt, kommt in Gefahr den Kreis zu überschreiten, welchen Gesetz und Sitte, Menschengefühl, Gewissen, Religion und Herkommen, zu Glück und Beruhigung um das Menschengeschlecht gezogen haben. Und so mögen Minister und Günstlinge, Volksvertreter und Volk auf ihrer Hut sein, daß nicht auch sie, in den Strudel unbedingten Wollens hingerissen, sich und Andere unwiederbringlich in's Verderben hinabziehen.

Kehren wir nun zu unserem Reisenden zurück, so finden wir ihn in einer unbequemen Lage. Bei aller seiner Vorliebe für den Orient, muß della Valle doch endlich fühlen, daß er in einem Lande wohnt, wo an keine Folge zu denken ist, und wo mit dem reinsten Willen und größter Thätigkeit kein neues

Rom zu erbauen wäre. Die Verwandten seiner Frau lassen sich nicht einmal durch Familien-Bande halten; nachdem sie eine Zeitlang, zu Ispahan, in dem vertraulichsten Kreise gelebt, finden sie es doch gerathener zurück an den Euphrat zu ziehen, und ihre gewohnte Lebensweise dort fortzusetzen. Die übrigen Georgier zeigen wenig Eifer, ja die Carmeliten, denen das große Vorhaben vorzüglich am Herzen liegen mußte, können von Rom her weder Antheil noch Beistand erfahren.

Della Valle's Eifer ermüdet und er entschließt sich nach Europa zurückzukehren, leider gerade zur ungünstigsten Zeit. Durch die Wüste zu ziehen scheint ihm unleidlich, er beschließt über Indien zu gehen; aber jetzt eben entspinnen sich Kriegshändel zwischen Portugiesen, Spaniern und Engländern wegen Ormus, dem bedeutendsten Handelsplatze, und Abbas findet seinem Vortheile gemäß, Theil daran zu nehmen. Der Kaiser beschließt, die unbequemen Portugiesischen Nachbaren zu bekämpfen, zu entfernen, und die hülfreichen Engländer zuletzt, vielleicht durch List und Verzögerung, um ihre Absichten zu bringen, und alle Vortheile sich zuzueignen.

In solchen bedenklichen Zeitläuften überrascht nun unseren Reisenden das wunderbare Gefühl eigner Art, das den Menschen mit sich selbst in den größten Zwiespalt setzt, das Gefühl der weiten Entfernung vom

Vaterlande, im Augenblicke, wo wir, unbehaglich in der Fremde, nach Hause zurück zu wandern, ja schon dort angelangt zu sein wünschten. Fast unmöglich ist es in solchem Falle, sich der Ungeduld zu wehren; auch unser Freund wird davon ergriffen, sein lebhafter Charakter, sein edles tüchtiges Selbstvertrauen täuschen ihn über die Schwierigkeiten, die im Wege stehen. Seiner zu Wagnissen aufgelegten Kühnheit ist es bisher gelungen, alle Hindernisse zu besiegen, alle Plane durchzusetzen, er schmeichelt sich fernerhin mit gleichem Glücke und entschließt sich, da eine Rückkehr ihm durch die Wüste unerträglich scheint, zu dem Wege über Indien, in Gesellschaft seiner schönen Maani und ihrer Pflegetochter Mariuccia.

Manches unangenehme Ereigniß tritt ein, als Vorbedeutung künftiger Gefahr; doch zieht er über Persepolis und Schiras, wie immer aufmerkend, Gegenstände, Sitten und Landesart genau bezeichnend und aufzeichnend. So gelangt er an den Persischen Meerbusen, dort aber findet er, wie voraus zu sehen gewesen, die sämmtlichen Häfen geschlossen, alle Schiffe, nach Kriegsgebrauch, in Beschlag genommen. Dort am Ufer, in einer höchst ungesunden Gegend trifft er Engländer gelagert, deren Caravane gleichfalls aufgehalten, einen günstigen Augenblick abwarten möchte. Freundlich aufgenommen, schließt er

sich an sie an, errichtet seine Gezelte nächst den ihrigen, und eine Palmhütte zu besserer Bequemlichkeit. Hier scheint ihm ein freundlicher Stern zu leuchten! Seine Ehe war bisher kinderlos, und zu größter Freude beider Gatten erklärt sich Maani guter Hoffnung; aber ihn ergreift eine Krankheit, schlechte Kost und böse Luft zeigen den schlimmsten Einfluß auf ihn, und leider auch auf Maani, sie kommt zu frühe nieder, und das Fieber verläßt sie nicht. Ihr standhafter Charakter, auch ohne ärztliche Hülfe, erhält sie noch einige Zeit lang, sodann aber fühlt sie ihr Ende herannahen, ergiebt sich in frommer Gelassenheit, verlangt aus der Palmhütte unter die Zelte gebracht zu sein, woselbst sie, indem Mariuccia die geweihte Kerze hält, und della Valle die herkömmlichen Gebete verrichtet, in seinen Armen verscheidet. Sie hatte das drei und zwanzigste Jahr erreicht.

Einem solchen ungeheueren Verluste zu schmeicheln, beschließt er fest und unwiderruflich den Leichnam in sein Erbbegräbniß mit nach Rom zu nehmen. An Harzen, Balsamen und kostbaren Specereien fehlt es ihm, glücklicherweise findet er eine Ladung des besten Kampfers, welche, kunstreich durch erfahrene Personen angewendet, den Körper erhalten soll. Hierdurch aber übernimmt er die größte Beschwerde, indem er so fortan den Aberglauben der Kameeltreiber, die hab=

süchtigen Vorurtheile der Beamten, die Aufmerksamkeit der Zollbedienten auf der ganzen künftigen Reise zu beschwichtigen oder zu bestechen hat.

Nun begleiten wir ihn nach Lar, der Hauptstadt des Laristan, wo er bessere Luft, gute Aufnahme findet, und die Eroberung von Ormus durch die Perser abwartet. Aber auch ihre Triumphe dienen ihm zu keiner Förderniß. Er sieht sich wieder nach Schiras zurückgedrängt, bis er denn doch endlich mit einem englischen Schiffe nach Indien geht. Hier finden wir sein Betragen dem bisherigen gleich; sein standhafter Muth, seine Kenntnisse, seine adelichen Eigenschaften verdienen ihm überall leichten Eintritt und ehrenvolles Verweilen, endlich aber wird er doch nach dem persischen Meerbusen zurück, und zur Heimfahrt durch die Wüste genöthigt. Hier erduldet er alle gefürchteten Unbilden. Von Stammhäuptern decimirt, taxirt von Zollbeamten, beraubt von Arabern, und selbst in der Christenheit überall vexirt und verspätet, bringt er doch endlich Curiositäten und Kostbarkeiten genug, das Seltsamste und Kostbarste aber, den Körper seiner geliebten Maani nach Rom zurück. Dort, auf Aracöli, begeht er ein herrliches Leichenfest, und als er in die Grube hinabsteigt, ihr die letzte Ehre zu erweisen, finden wir zwei Jungfräulein neben ihm, Silvia, eine während seiner Abwesenheit anmuthig herangewachsene Tochter, und Tinatin

di Ziba, die wir bisher unter dem Namen Mariuccia gekannt, beide ungefähr funfzehnjährig. Letztere, die seit dem Tode seiner Gemahlin eine treue Reisegefährtin und einziger Trost gewesen, nunmehr zu heirathen entschließt er sich, gegen den Willen seiner Verwandten, ja des Papstes, die ihm vornehmere und reichere Verbindungen zudenken. Nun bethätigt er, noch mehrere Jahre glanzreich, einen heftig-kühnen und muthigen Charakter, nicht ohne Händel, Verdruß und Gefahr, und hinterläßt bei seinem Tode, der im sechs und sechzigsten Jahre erfolgt, eine zahlreiche Nachkommenschaft.

558.

Entschuldigung.

Es läßt sich bemerken, daß ein Jeder den Weg, auf welchem er zu irgend einer Kenntniß und Einsicht gelangt, allen übrigen vorziehen, und seine Nachfolger gern auf denselben einleiten und einweihen möchte. In diesem Sinne habe ich Peter della Valle umständlich dargestellt, weil er derjenige Reisende war, durch den mir die Eigenthümlichkeiten des Orients am ersten und klarsten aufgegangen, und meinem Vorurtheile will scheinen, daß ich durch diese Darstellung erst meinem Divan einen eigenthümlichen Grund

und Boden gewonnen habe. Möge dies Andern zur Aufmunterung gereichen, in dieser Zeit, die so reich an Blättern und einzelnen Heften ist, einen Folianten durchzulesen, durch den sie entschieden in eine bedeutende Welt gelangen, die ihnen in den neuesten Reisebeschreibungen zwar oberflächlich-umgeändert, im Grunde aber als dieselbe erscheinen wird, welche sie dem vorzüglichen Manne zu seiner Zeit erschien.

Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen;
Er im Orient sich freue
Daß das Alte sei das Neue.

559.

Olearius. Die Bogenzahl unserer, bis hieher abgedruckten Arbeiten erinnert uns vorsichtiger und weniger abschweifend von nun an fortzufahren. Deswegen sprechen wir von dem genannten trefflichen Manne nur im Vorübergehen. Sehr merkwürdig ist es, verschiedene Nationen als Reisende zu betrachten. Wir finden Engländer, unter welchen wir Sherley und Herbert ungern vorbeigingen; sodann aber Italiener; zuletzt Franzosen. Hier trete nun ein Deutscher hervor in seiner Kraft und Würde. Leider war er auf seiner Reise nach dem persischen Hofe an

einen Mann gebunden, der mehr als Abenteurer, denn als Gesandter erscheint; in beidem Sinne aber sich eigenwillig, ungeschickt, ja unsinnig benimmt. Der Geradsinn des trefflichen Olearius läßt sich dadurch nicht irre machen: er giebt uns höchst erfreulich und belehrende Reiseberichte, die um so schätzbarer sind, als er nur wenige Jahre nach della Valle, und kurz nach dem Tode Abbas des Großen nach Persien kam, und bei seiner Rückkehr die Deutschen mit Saadi dem Trefflichen, durch eine tüchtige und erfreuliche Uebersetzung bekannt machte. Ungern brechen wir ab, weil wir auch diesem Manne, für das Gute, das wir ihm schuldig sind, gründlichen Dank abzutragen wünschten. In gleicher Stellung finden wir uns gegen die beiden folgenden, deren Verdienste wir auch nur oberflächlich berühren dürfen.

560.

Tavernier und Chardin. Ersterer Goldschmied und Juwelenhändler, dringt mit Verstand und klugem Betragen, kostbar-kunstreiche Waaren zu seiner Empfehlung vorzeigend, an die orientalischen Höfe, und weiß sich überall zu schicken und zu finden. Er gelangt nach Indien zu den Demantgruben, und nach einer gefahrvollen Rückreise, wird er im Westen nicht zum freundlichsten aufgenommen. Dessen hinterlassene

Schriften sind höchst belehrend, und doch wird er von seinem Landsmann, Nachfolger und Rival, Chardin nicht sowohl im Lebensgange gehindert, als in der öffentlichen Meinung nachher verdunkelt. Dieser, der sich gleich zu Anfang seiner Reise durch die größten Hindernisse durcharbeiten muß, versteht denn auch die Sinnesweise orientalischer Macht- und Geldhaber, die zwischen Großmuth und Eigennutz schwankt, trefflich zu benutzen, und ihrer, beim Besitze der größten Schätze, nie zu stillenden Begier nach frischen Juwelen und fremden Goldarbeiten vielfach zu dienen, deshalb er denn auch nicht ohne Glück und Vortheil wieder nach Hause zurückkehrt. An diesen beiden Männern ist Verstand, Gleichmuth, Gewandtheit, Beharrlichkeit, einnehmendes Betragen und Standhaftigkeit nicht genug zu bewundern, und könnte jeder Weltmann sie auf seiner Lebensreise als Muster verehren. Sie besaßen aber zwei Vortheile, die nicht einem Jeden zu Statten kommen; sie waren Protestanten und Franzosen zugleich. Eigenschaften, die, zusammen verbunden, höchst fähige Individuen hervorzubringen im Stande sind.

561.

Neuere und neueste Reisende.

Was wir dem achzehnten und schon dem neunzehnten Jahrhundert verdanken, darf hier gar nicht

berührt werden. Die Engländer haben uns in der letzten Zeit über die unbekanntesten Gegenden aufgeklärt. Das Königreich Kabul, das alte Gedrosien und Caramanien sind uns zugänglich geworden. Wer kann seine Blicke zurückhalten, daß sie nicht über den Indus hinüberstreifen, und dort die große Thätigkeit anerkennen, die täglich weiter um sich greift; und so muß sich denn, hiedurch gefördert, auch im Occident, die Lust nach fernerer und tieferer Sprachkenntniß immer erweitern. Wenn wir bedenken, welche Schritte Geist und Fleiß Hand in Hand gethan haben, um aus dem beschränkten hebräisch-rabbinischen Kreise bis zur Tiefe und Weite des Sanscrit zu gelangen; so erfreuet man sich, seit so vielen Jahren, Zeuge dieses Fortschreitens zu sein. Selbst die Kriege, die, so Manches hindernd, zerstören, haben der gründlichen Einsicht viele Vortheile gebracht. Von den Himelaja-Gebirgen herab sind uns die Ländereien zu beiden Seiten des Indus, die bisher noch mährchenhaft genug geblieben, klar, mit der übrigen Welt im Zusammenhang erschienen. Ueber die Halbinsel hinunter bis Java, können wir nach Belieben, nach Kräften und Gelegenheit unsere Uebersicht ausdehnen, und uns im Besondersten unterrichten; und so öffnet sich den jüngeren Freunden des Orients eine Pforte nach der anderen, um die Geheimnisse jener Urwelt, die Mängel einer seltsamen Verfassung und unglück-

lichen Religion, so wie die Herrlichkeit der Poesie kennen zu lernen, in die sich reine Menschheit, edle Sitte, Heiterkeit und Liebe flüchtet, um uns über Castenstreit, phantastische Religions-Ungeheuer und abstrusen Mysticismus zu trösten, und zu überzeugen, daß doch zuletzt in ihr das Heil der Menschheit aufbewahrt bleibe.

562.

Lehrer, Abgeschiedene, Mitlebende.

Sich selbst genaue Rechenschaft zu geben von wem wir, auf unserem Lebens- und Studiengange, dieses oder jenes gelernt, wie wir nicht allein durch Freunde und Genossen, sondern auch durch Widersacher und Feinde gefördert worden, ist eine schwierige, kaum zu lösende Aufgabe. Indessen fühle ich mich angetrieben einige Männer zu nennen, denen ich besonderen Dank abzutragen schuldig bin. Jones. Die Verdienste dieses Mannes sind so Weltbekannt, und an mehr als einem Orte umständlich gerühmt, daß mir nichts übrig bleibt, als nur im Allgemeinen anzuerkennen, daß ich aus seinen Bemühungen von jeher möglichsten Vortheil zu ziehen gesucht habe; doch will ich eine Seite bezeichnen, von welcher er mir besonders merkwürdig geworden. Er, nach echter englischer Bildungs-

weise, in griechischer und lateinischer Literatur dergestalt gegründet, daß er nicht allein die Producte derselben zu würdigen, sondern auch selbst in diesen Sprachen zu arbeiten weiß, mit den europäischen Literaturen gleichfalls bekannt, in den orientalischen bewandert, erfreut er sich der doppelt schönen Gabe, einmal eine jede Nation in ihren eigensten Verdiensten zu schätzen, sodann aber das Schöne und Gute, worin sie sämmtlich einander nothwendig gleichen überall aufzufinden. Bei der Mittheilung seiner Einsichten jedoch findet er manche Schwierigkeit, vorzüglich stellt sich ihm die Vorliebe seiner Nation für alte classische Literatur entgegen, und wenn man ihn genau beobachtet, so wird man leicht gewahr, daß er, als ein kluger Mann, das Unbekannte an's Bekannte, das Schätzenswerthe an das Geschätzte anzuschließen sucht; er verschleiert seine Vorliebe für asiatische Dichtkunst, und giebt mit gewandter Bescheidenheit meistens solche Beispiele, die er lateinischen und griechischen hochbelobten Gedichten gar wohl an die Seite stellen darf, er benutzt die rhythmischen antiken Formen, um die anmuthigen Zartheiten des Orients auch Classicisten eingänglich zu machen. Aber nicht allein von alterthümlicher, sondern auch von patriotischer Seite mochte er viel Verdruß erlebt haben, ihn schmerzte Herabsetzung orientalischer Dichtkunst; welches deutlich hervorleuchtet aus dem hart-ironischen, nur zweiblättrigen

Aufsatze: Arabs, sive de Poësie Anglorum Dialogus, am Schlusse seines Werkes: über asiatische Dichtkunst. Hier stellt er uns mit offenbarer Bitterkeit vor Augen, wie absurd sich Milton und Pope im orientalischen Gewand ausnähmen; woraus denn folgt, was auch wir so oft wiederholen, daß man jeden Dichter in seiner Sprache und im eigenthümlichen Bezirke seiner Zeit und Sitten aufsuchen, kennen und schätzen müsse.

Eichhorn. Mit vergnüglicher Anerkennung bemerke ich, daß ich bei meinen gegenwärtigen Arbeiten noch dasselbe Exemplar benutze, welches mir der hochverdiente Mann, von seiner Ausgabe des Jones'schen Werks, vor zwei und vierzig Jahren verehrte, als wir ihn noch unter die Unseren zählten, und aus seinem Munde gar manches Heilsam-Belehrende vernahmen. Auch die ganze Zeit über bin ich seinem Lehrgange im Stillen gefolgt, und in diesen letzten Tagen freuete ich mich höchlich, abermals von seiner Hand das höchst-wichtige Werk, das uns die Propheten und ihre Zustände aufklärt, vollendet zu erhalten. Denn was ist erfreulicher, für den ruhig-verständigen Mann, wie für den aufgeregten Dichter, als zu sehen, wie jene gottbegabten Männer mit hohem Geiste ihre bewegte Zeitumgebung betrachteten, und auf das Wundersam-Bedenkliche was vorging,

strafend, warnend, tröstend und herzerhebend hindeuteten. Mit diesem Wenigen sei mein dankbarer Lebensbezug zu diesem würdigen Manne treulich ausgesprochen.

Lorsbach. Schuldigkeit ist es hier auch des wackeren Lorsbach zu gedenken. Er kam betagt in unseren Kreis, wo er, in keinem Sinne, für sich eine behagliche Lage fand; doch gab er mir gern über Alles, worüber ich ihn befragte, treuen Bescheid, so bald es innerhalb der Grenze seiner Kenntnisse lag, die er oft mochte zu scharf gezogen haben. Wundersam schien es mir, anfangs ihn als keinen sonderlichen Freund orientalischer Poesie zu finden; und doch geht es einem Jeden auf ähnliche Weise, der auf irgend ein Geschäft mit Vorliebe und Enthusiasmus Zeit und Kräfte verwendet und doch zuletzt eine gehoffte Ausbeute nicht zu finden glaubt. Und dann ist ja das Alter die Zeit, die des Genusses entbehrt, da wo ihn der Mensch am meisten verdiente. Sein Verstand und seine Redlichkeit waren gleich heiter und ich erinnere mich der Stunden die ich mit ihm zubrachte immer mit Vergnügen.

563.

Von Diez. Einen bedeutenden Einfluß auf mein Studium, den ich dankbar erkenne, hatte der Prälat von Diez. Zur Zeit, da ich mich um orientalische Literatur näher bekümmerte, war mir das Buch das Kabus zu Handen gekommen, und schien mir so bedeutend, daß ich ihm viele Zeit widmete und mehrere Freunde zu dessen Betrachtung aufforderte. Durch einen Reisenden bot ich jenem schätzbaren Manne, dem ich so viel Belehrung schuldig geworden, einen verbindlichen Gruß. Er sendete mir dagegen freundlich das kleine Büchlein über die Tulpen. Nun ließ ich, auf seidenartiges Papier, einen kleinen Raum mit prächtiger goldner Blumen-Einfassung verzieren, worin ich nachfolgendes Gedicht schrieb:

Wie man mit Vorsicht auf der Erde wandelt,
Es sei bergauf, es sei hinab vom Thron,
Und wie man Menschen, wie man Pferde handelt,
Das Alles lehrt der König seinen Sohn.
Wir wissen's nun, durch Dich der uns beschenkte;
Jetzt fügest du der Tulpe Flor daran,
Und wenn mich nicht der goldne Rahm beschränkte
Wo endete, was Du für uns gethan.

Und so entspann sich eine briefliche Unterhaltung, die der würdige Mann, bis an sein Ende, mit fast

unleserlicher Hand, unter Leiden und Schmerzen getreulich fortsetzte. Da ich nun mit Sitten und Geschichte des Orients bisher nur im Allgemeinen, mit Sprache so gut wie gar nicht bekannt gewesen, war eine solche Freundlichkeit mir von der größten Bedeutung. Denn weil es mir, bei einem vorgezeichneten, methodischen Verfahren, um augenblickliche Aufklärung zu thun war, welche in Büchern zu finden, Kraft und Zeit verzehrenden Aufwand erfordert hätte, so wendete ich mich in bedenklichen Fällen an ihn, und erhielt auf meine Frage jeder Zeit genügende und fördernde Antwort. Diese seine Briefe verdienten gar wohl wegen ihres Gehaltes gedruckt und als ein Denkmahl seiner Kenntnisse und seines Wohlwollens aufgestellt zu werden. Da ich seine Strenge und eigene Gemüthsart kannte, so hütete ich mich, ihn von gewisser Seite zu berühren; doch war er gefällig genug, ganz gegen seine Denkweise, als ich den Charakter des Nussreddin Chodscha, des lustigen Reise- und Zeltgefährten des Welteroberers Timur, zu kennen wünschte, mir einige jener Anekdoten zu übersetzen. Woraus denn abermals hervorging, daß gar manche verfängliche Mährchen, welche die Westländer nach ihrer Weise behandelt, sich vom Oriente herschreiben, jedoch die eigentliche Farbe, den wahren angemessenen Ton bei der Umbildung meistentheils verloren.

Da von diesem Buche das Manuscript sich nun auf der königlichen Bibliothek zu Berlin befindet, wäre es sehr zu wünschen, daß ein Meister dieses Faches uns eine Uebersetzung gäbe. Vielleicht wäre sie in lateinischer Sprache am füglichsten zu unternehmen, damit der Gelehrte vorerst vollständige Kenntniß davon ertheilte. Für das deutsche Publikum ließe sich alsdann recht wohl eine anständige Uebersetzung im Auszuge veranstalten. Daß ich an des Freundes übrigen Schriften, den Denkwürdigkeiten des Orients u. s. w. Theil genommen und Nutzen daraus gezogen, davon möge gegenwärtiges Heft die Beweise führen; bedenklicher ist es zu bekennen, daß auch seine, nicht gerade immer zu billigende, Streitsucht mir vielen Nutzen geschafft. Erinnert man sich aber seiner Universitätsjahre, wo man gewiß zum Fechtboden eilte, wenn ein Paar Meister oder Senioren Kraft und Gewandtheit gegen einander versuchten, so wird Niemand in Abrede sein, daß man bei solcher Gelegenheit Stärken und Schwächen gewahr wurde, die einem Schüler vielleicht für immer verborgen geblieben wären. Der Verfasser des Buches Kabus, Kjekjawus, König der Dilemiten, welche das Gebirgsland Ghilan, das gegen Mittag den Pontus Euxinus abschließt, bewohnten, wird uns bei näherer Bekanntschaft doppelt lieb werden. Als Kronprinz höchst sorgfältig zum freiesten,

thätigsten Leben erzogen, verließ er das Land, um weit in Osten sich auszubilden und zu prüfen. Kurz nach dem Tode Mahmuds, von welchem wir so viel Rühmliches zu melden hatten, kam er nach Gasna, wurde von dessen Sohne Messud freundlichst aufgenommen, und, in Gefolge mancher Kriegs- und Friedensdienste, mit einer Schwester vermählt. An einem Hofe, wo vor wenigen Jahren Firdusi das Schach Nameh geschrieben, wo eine große Versammlung von Dichtern und talentvollen Menschen nicht ausgestorben war, wo der neue Herrscher, kühn und kriegerisch, wie sein Vater, geistreiche Gesellschaft zu schätzen wußte, konnte Kjekjawus auf seiner Irrfahrt den köstlichsten Raum zu fernerer Ausbildung finden. Doch müssen wir zuerst von seiner Erziehung sprechen. Sein Vater hatte, die körperliche Ausbildung auf's höchste zu steigern, ihn einem trefflichen Pädagogen übergeben. Dieser brachte den Sohn zurück, geübt in allen ritterlichen Gewandtheiten: zu schießen, zu reiten, reitend zu schießen, den Speer zu werfen, den Schlägel zu führen und damit den Ball auf's geschickteste zu treffen. Nachdem dies Alles vollkommen gelang und der König zufrieden schien, auch deshalb den Lehrmeister höchlich lobte, fügte er hinzu: Ich habe doch noch Eins zu erinnern. Du hast meinen Sohn in Allem unterrichtet, wozu er fremder Werkzeuge bedarf, ohne Pferd aber kann er nicht

reiten, nicht schießen ohne Bogen, was ist sein Arm, wenn er keinen Wurfspieß hat, und was wäre das Spiel ohne Schlägel und Ball. Das Einzige hast du ihn nicht gelehrt, wo er sein Selbst allein bedarf, welches das Nothwendigste ist und wo ihm Niemand helfen kann. Der Lehrer stand beschämt und vernahm, daß dem Prinzen die Kunst zu schwimmen fehle. Auch diese wurde, jedoch mit einigem Widerwillen des Prinzen, erlernt und diese rettete ihm das Leben, als er auf einer Reise nach Mekka, mit einer großen Menge Pilger, auf dem Euphrat scheiternd, nur mit Wenigen davon kam. Daß er geistig in gleich hohem Grade gebildet gewesen, beweiset die gute Aufnahme, die er an dem Hofe von Gasna gefunden, daß er zum Gesellschafter des Fürsten ernannt war, welches damals viel heißen wollte, weil er gewandt sein mußte, verständig und angenehm von allem Vorkommenden genügende Rechenschaft zu geben. — Unsicher war die Thronfolge von Ghilan, unsicher der Besitz des Reiches selbst, wegen mächtiger, eroberungssüchtiger Nachbaren. Endlich, nach dem Tode seines erst abgesetzten, dann wieder eingesetzten königlichen Vaters bestieg Kjekjawus mit großer Weisheit und entschiedener Ergebenheit in die mögliche Folge der Ereignisse den Thron, und, in hohem Alter, da er voraussah, daß der Sohn Ghilan Schach noch einen gefährlichen Stand haben werde,

als er selbst, schreibt er dies merkwürdige Buch, worin er zu seinem Sohne spricht: daß er ihn mit Künsten und Wissenschaften aus dem doppelten Grunde bekannt mache, um entweder durch irgend eine Kunst seinen Unterhalt zu gewinnen oder doch wenigstens vom Grunde jener Sache wohl unterrichtet zu sein, wenn er bei der Hoheit verbleiben sollte. Wäre in unseren Tagen den hohen Emigrirten, die sich oft mit musterhafter Ergebung von ihrer Hände Arbeit nährten, ein solches Buch zu Handen gekommen, wie tröstlich wäre es ihnen gewesen. Daß ein so vortreffliches, ja unschätzbares Buch nicht mehr bekannt geworden, daran mag hauptsächlich Ursache sein, daß es der Verfasser auf seine eigene Kosten herausgab und die Firma Nikolai solches nur in Commission genommen hatte, wodurch gleich für ein solches Werk im Buchhandel eine ursprüngliche Stockung entsteht.

Wie man nun aus einem Buche solchen Inhaltes sich ohne Frage eine ausgebreitete Kenntniß der orientalischen Zustände versprechen kann, so wird man nicht zweifeln, daß man darin Analogien genug finden werde sich in seiner europäischen Lage zu belehren und zu beurtheilen.

564.

Von Hammer. Wie viel ich diesem würdigen Manne schuldig geworden, beweiset mein Büchlein in allen seinen Theilen. Längst war ich auf Hafis und dessen Gedichte aufmerksam, aber was mir auch Literatur, Reisebeschreibung, Zeitblatt und sonst zu Gesicht brachte, gab mir keinen Begriff, keine Anschauung von dem Werthe, von dem Verdienste dieses außerordentlichen Mannes. Endlich aber, als mir, im Frühlinge 1813, die vollständige Uebersetzung aller seiner Werke zukam, ergriff ich mit besonderer Vorliebe sein inneres Wesen und suchte mich durch eigene Production mit ihm in Verhältniß zu setzen. Diese freundliche Beschäftigung half mir über bedenkliche Zeiten hinweg, und ließ mich zuletzt die Früchte des errungenen Friedens aufs Angenehmste genießen. — Schon seit einigen Jahren war mir der schwunghafte Betrieb der Fundgruben im Allgemeinen bekannt geworden, nun aber erschien die Zeit, wo ich Vortheil daraus gewinnen sollte. Nach mannigfaltigen Seiten hin deutete dieses Werk, erregte und befriedigte zugleich das Bedürfniß der Zeit; und hier bewahrheitete sich mir abermals die Erfahrung, daß wir in jedem Fache von den Mitlebenden auf das Schönste gefördert werden, sobald man sich ihrer Vorzüge dankbar und freundlich bedienen mag. Kenntnißreiche Männer

belehren uns über die Vergangenheit, sie geben den Standpunkt an, auf welchem sich die augenblickliche Thätigkeit hervorthut, sie deuten vorwärts auf den nächsten Weg, den wir einzuschlagen haben. Glücklicher Weise wird genanntes herrliche Werk noch immer mit gleichem Eifer fortgesetzt, und wenn man auch in diesem Felde seine Untersuchungen rückwärts anstellt; so kehrt man doch immer gern mit erneuetem Antheil zu demjenigen zurück, was uns hier so frisch genießbar und brauchbar von vielen Seiten geboten wird. Um jedoch Eines zu erinnern, muß ich gestehen, daß mich diese wichtige Sammlung noch schneller gefördert hätte, wenn die Herausgeber, die freilich nur für vollendete Kenner eintragen und arbeiten, auch auf Laien und Liebhaber ihr Augenmerk gerichtet und wo nicht allen, doch mehreren Aufsätzen eine kurze Einleitung, über die Umstände vergangener Zeit, Persönlichkeiten, Lokalitäten, vorgesetzt hätten; da denn freilich manches mühsame und zerstreuende Nachsuchen dem Lernbegierigen wäre erspart worden. Doch Alles, was damals zu wünschen blieb, ist uns jetzt in reichlichem Maaße geworden, durch das unschätzbare Werk, das uns die Geschichte persischer Dichtkunst überliefert. Denn ich gestehe gern, daß schon im Jahre 1814, als die Göttinger Anzeigen uns die erste Nachricht von dessen Inhalt vorläufig bekannt machten, ich sogleich meine Studien nach den gegebenen Rubriken ordnete und

einrichtete, wodurch mir ein ansehnlicher Vortheil geworden. Als nun aber das mit Ungeduld erwartete Ganze endlich erschien, fand man sich auf Einmal, wie mitten in einer bekannten Welt, deren Verhältnisse man klar im Einzelnen erkennen und beachten konnte, da wo man sonst nur im Allgemeinsten, durch wechselnde Nebelschichten hindurchsah. Möge man mit meiner Benutzung dieses Werkes einigermaßen zufrieden sein und die Absicht erkennen, auch Diejenigen anzulocken, welche diesen gehäuften Schatz auf ihrem Lebenswege vielleicht weit zur Seite gelassen hätten. Gewiß besitzen wir nun ein Fundament, worauf die persische Literatur herrlich und übersehbar aufgebauet werden kann, nach dessen Muster auch andere Literaturen Stellung und Förderniß gewinnen sollen. Höchst wünschenswerth bleibt es jedoch, daß man die chronologische Ordnung immerfort beibehalte und nicht etwa einen Versuch mache einer systematischen Aufstellung, nach den verschiedenen Dichtarten. Bei den orientalischen Poeten ist Alles zu sehr gemischt, als daß man das Einzelne sondern könnte; der Charakter der Zeit, und des Dichters in seiner Zeit, ist allein belehrend und wirkt belebend auf einen Jeden; wie es hier geschehen, bleibe ja die Behandlung so fortan. Mögen die Verdienste der glänzenden Schirin, des lieblich-ernst belehrenden Kleeblatts, das uns eben am Schluß unserer Arbeit erfreut, allgemein anerkannt werden.

565.

Uebersetzungen.

Da nun aber auch der Deutsche durch Uebersetzungen aller Art gegen den Orient immer weiter vorrückt, so finden wir uns veranlaßt, etwas zwar Bekanntes, doch nie genug zu Wiederholendes an dieser Stelle beizubringen. Es giebt dreierlei Arten Uebersetzung. Die erste macht uns in unserm eigenen Sinne mit dem Auslande bekannt: eine schlicht-prosaische ist hiezu die beste. Denn indem die Prosa alle Eigenthümlichkeiten einer jeden Dichtkunst völlig aufhebt und selbst den poetischen Enthusiasmus auf eine allgemeine Wasser-Ebne niederzieht; so leistet sie für den Anfang den größten Dienst, weil sie uns mit dem fremden Vortrefflichen, mitten in unserer nationellen Häuslichkeit, in unserem gemeinen Leben überrascht, und, ohne daß wir wissen, wie uns geschiehet, eine höhere Stimmung verleihend, wahrhaft erbaut. Eine solche Wirkung wird Luther's Bibelübersetzung jederzeit hervorbringen. Hätte man die Nibelungen gleich in tüchtige Prosa gesetzt und sie zu einem Volksbuche gestempelt, so wäre viel gewonnen worden, und der seltsame, ernste, düstere, grauerliche Rittersinn hätte uns mit seiner vollkommenen Kraft angesprochen. Ob dieses jetzt noch räthlich und thunlich

sei, werden Diejenigen am besten beurtheilen, die sich diesen alterthümlichen Geschäften entschiedener gewidmet haben. Eine zweite Epoche folgt hierauf, wo man sich in die Zustände des Auslandes zwar zu versetzen, aber eigentlich nur fremden Sinn sich anzueignen und mit eignem Sinne wieder darzustellen bemüht ist. Solche Zeit möchte ich im reinsten Wortverstande die parodistische nennen. Meistentheils sind es geistreiche Menschen, die sich zu einem solchen Geschäft berufen fühlen. Die Franzosen bedienen sich dieser Art bei Uebersetzung aller poetischen Werke; Beispiele zu Hunderten lassen sich in Delille's Uebertragungen finden. Der Franzose, wie er sich fremde Worte mundrecht macht, verfährt auch so mit den Gefühlen, Gedanken, ja den Gegenständen, er fordert durchaus für jede fremde Frucht ein Surrogat, das auf seinem eignen Grund und Boden gewachsen sei.

Wieland's Uebersetzungen gehören zu dieser Art und Weise; auch er hatte einen eigenthümlichen Verstandes- und Geschmacksinn, mit dem er sich dem Alterthume, dem Auslande, nur in so fern annäherte, als er seine Convenienz dabei fand. Dieser vorzügliche Mann darf als Repräsentant seiner Zeit angesehen werden; er hat außerordentlich gewirkt, indem gerade das, was ihn anmuthete, wie er sich's zueignete und es wieder mittheilte, auch seinen Zeitgenossen angenehm und genießbar begegnete. Weil man

aber weder im Vollkommenen noch Unvollkommenen lange verharren kann, sondern eine Umwandlung nach der andern immerhin erfolgen muß; so erlebten wir den dritten Zeitraum, welcher der höchste und letzte zu nennen ist, derjenige nämlich, wo man die Uebersetzung dem Originale identisch machen möchte, so daß Eins nicht anstatt des Andern, sondern an der Stelle des Andern gelten solle. Diese Art erlitt anfangs den größten Widerstand; denn der Uebersetzer, der sich fest an sein Original anschließt, giebt mehr oder weniger die Originalität seiner Nation auf, und so entsteht ein Drittes, wozu der Geschmack der Menge sich erst heran bilden muß. Der nie genug zu schätzende Voß konnte das Publikum zuerst nicht befriedigen, bis man sich nach und nach in die neue Art hinein hörte, hinein bequemte. Wer nun aber jetzt übersiehet, was geschehen ist, welche Versatilität unter die Deutschen gekommen, welche rhetorische, rhythmische, metrische Vortheile dem geistreich-talentvollen Jüngling zur Hand sind, wie nun Ariost und Tasso, Shakespeare und Calderon, als eingedeutschte Fremde, uns doppelt und dreifach vorgeführt werden, der darf hoffen, daß die Literargeschichte unbewunden aussprechen werde, wer diesen Weg unter mancherlei Hindernissen zuerst einschlug. Die von Hammer'schen Arbeiten deuten nun auch meistens auf ähnliche Behandlung orientalischer Meisterwerke, bei welchen

vorzüglich die Annäherung an äußere Form zu empfehlen ist. Wie unendlich vortheilhafter zeigen sich die Stellen einer Uebersetzung des Firdusi, welche uns genannter Freund geliefert, gegen diejenigen eines Umarbeiters, wovon Einiges in den Fundgruben zu lesen ist. Diese Art einen Dichter umzubilden, halten wir für den traurigsten Mißgriff den ein fleißiger, dem Geschäft übrigens gewachsener, Uebersetzer thun könnte. Da aber bei jeder Literatur jene drei Epochen sich wiederholen, umkehren, ja die Behandlungsarten sich gleichzeitig ausüben lassen; so wäre jetzt eine prosaische Uebersetzung des Schahname und der Werke des Nisami immer noch am Platze. Man benutzte sie zur überhineilenden, den Hauptsinn aufschließenden Lectüre, wir erfreuten uns am Geschichtlichen, Fabelhaften, Ethischen im Allgemeinen, und vertraueten uns immer näher mit den Gesinnungen und Denkweisen, bis wir uns endlich damit völlig verbrüdern könnten. Man erinnere sich des entschiedensten Beifalls den wir Deutschen einer solchen Uebersetzung der Sakontala gezollt, und wir können das Glück, was sie gemacht, gar wohl jener allgemeinen Prosa zuschreiben, in welche das Gedicht aufgelöst worden. Nun aber wäre es an der Zeit, uns davon eine Uebersetzung der dritten Art zu geben, die den verschiedenen Dialekten, rhythmischen, metrischen und prosaischen Sprachweisen des Originals entspräche, und uns dieses Gedicht in seiner

ganzen Eigenthümlichkeit auf's Neue erfreulich und einheimisch machte. Da nun in Paris eine Handschrift dieses ewigen Werkes befindlich, so könnte ein dort hausender Deutscher sich um uns ein unsterblich Verdienst durch solche Arbeit erwerben. Der englische Uebersetzer des Wolkenboten, Megadhuta, ist gleichfalls aller Ehren werth, denn die erste Bekanntschaft mit einem solchen Werke macht immer Epoche in unserem Leben. Aber seine Uebersetzung ist eigentlich aus der zweiten Epoche, paraphrastisch und suppletorisch, sie schmeichelt durch den fünffüßigen Jambus dem nordöstlichen Ohr und Sinn. Unserem Rosegarten dagegen verdanke ich wenige Verse unmittelbar aus der Ursprache, welche freilich einen ganz andern Aufschluß geben. Ueberdies hat sich der Engländer Transpositionen der Motive erlaubt, die der geübte ästhetische Blick sogleich entdeckt und mißbilliget. Warum wir aber die dritte Epoche auch zugleich die letzte genannt, erklären wir noch mit Wenigem. Eine Uebersetzung, die sich mit dem Originale zu identificiren strebt, nähert sich zuletzt der Interlinear-Version und erleichtert höchlich das Verständniß des Originals, hierdurch werden wir an den Grundtext hinangeführt, ja getrieben und so ist denn zuletzt der ganze Zirkel abgeschlossen, in welchem sich die Annäherung des Fremden und Einheimischen, des Bekannten und Unbekannten bewegt.

566.

Revision.

Betrachtet man den Antheil, der von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, schriftlicher Ueberlieferung gegönnt worden; so findet sich derselbe meistens dadurch belebt, daß an jenen Pergamenten und Blättern immer noch Etwas zu verändern und zu verbessern ist. Wäre es möglich, daß uns eine anerkannt-fehlerlose Abschrift eines alten Autors eingehändigt würde, so möchte solcher vielleicht gar bald zur Seite liegen.

Auch darf nicht geläugnet werden, daß wir persönlich einem Buche gar manchen Druckfehler verzeihen, indem wir uns durch dessen Entdeckung geschmeichelt fühlen. Möge diese menschliche Eigenheit auch unserer Druckschrift zu Gute kommen, da verschiedenen Mängeln abzuhelfen, manche Fehler zu verbesseren, uns oder Andern, künftig vorbehalten bleibt; doch wird ein kleiner Beitrag hierzu nicht unfreundlich abgewiesen werden.

Zuvörderst also möge von der Rechtschreibung orientalischer Namen die Rede sein, an welchen eine durchgängige Gleichheit kaum zu erreichen ist. Denn bei dem großen Unterschiede der östlichen und westlichen Sprachen, hält es schwer für die Alphabete jener

bei uns reine Aquivalente zu finden. Da nun ferner die europäischen Sprachen unter sich, wegen verschiedener Abstammung und einzelner Dialekte, dem eignen Alphabet verschiedenen Werth und Bedeutung beilegen; so wird eine Uebereinstimmung noch schwieriger.

Unter französischem Geleite sind wir hauptsächlich in jene Gegenden eingeführt worden. Herbelot's Wörterbuch kam unsern Wünschen zu Hülfe. Nun mußte der französische Gelehrte orientalische Worte und Namen der nationellen Aussprache und Hörweise aneignen und gefällig machen, welches denn auch in deutsche Kultur nach und nach herüberging. So sagen wir noch Hegire lieber als Hedschra, des angenehmen Klanges und der alten Bekanntschaft wegen.

Wie viel haben an ihrer Seite die Engländer nicht geleistet! Und, ob sie schon über die Aussprache ihres eigenen Idioms nicht einig sind, sich doch, wie billig, des Rechts bedient, jene Namen nach ihrer Weise auszusprechen und zu schreiben, wodurch wir abermals in Schwanken und Zweifel gerathen.

Die Deutschen, denen es am leichtesten fällt zu schreiben wie zu sprechen, die sich fremden Klängen, Quantitäten und Accenten nicht ungern gleichstellen, gingen ernstlich zu Werke. Eben aber, weil sie dem Ausländischen und Fremden sich immer mehr anzunähern bemühet gewesen, so findet man auch hier zwischen älteren und neueren Schriften großen Unterschied,

so daß man sich einer sicheren Autorität zu unterwerfen kaum Ueberzeugung findet.

Dieser Sorge hat mich jedoch der eben so einsichtige als gefällige Freund, J. G. L. Kosegarten, gar freundlich enthoben und Berichtigungen, wie sie im Register zu meinem Divan enthalten sind, wo auch zugleich einige Druckfehler bemerkt worden, mitgetheilt. Möge dieser zuverlässige Mann meine Vorbereitung zu einem künftigen Divan gleichfalls geneigt begünstigen.

567.

Wenn bei Behandlung der Wissenschaften im Großen und Breiten, die Alten sich schon in einer gewissen peinlichen Lage befanden, indem zu Erfassung der mannigfaltigen außer=menschlichen Gegenstände, eine Zerstückelung der Einheit fast unerläßlich ist; so hat ein Neuerer in gleichem Falle, ein noch gewagteres Spiel, indem er bei der einzelnen Ausarbeitung des mannigfaltigen Wißbaren, sich zu zerstreuen, in unzusammenhängenden Kenntnissen sich zu verlieren in Gefahr kommt, ohne, wie es den Alten glückte, das Unzulängliche durch das Vollständige seiner Persönlichkeit zu vergüten.

568.

Da bei dem Fortrücken der Kultur, nicht alle Theile des menschlichen Wirkens und Umtreibens an denen sich die Bildung offenbart, in gleichem Wachsthum gedeihen, vielmehr, nach günstiger Beschaffenheit der Personen und Umstände, Einer dem Andern voreilen und ein allgemeineres Interesse erregen muß; so entsteht daraus ein gewisses eifersüchtiges Mißvergnügen bei den Gliedern der so mannigfaltig verzweigten großen Familie, die sich oft um so weniger vertragen, je näher sie verwandt sind. Zwar ist es meistens eine leere Klage, wenn sich bald diese oder jene Kunst- und Wissenschaftsbeflissene beschweren, daß gerade ihr Fach von den Mitlebenden vernachlässigt werde; denn es darf nur ein tüchtiger Meister sich zeigen, so wird er die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Raphael möchte nur immer heute wieder hervortreten, und wir wollten ihm ein Uebermaaß von Ehre und Reichthum zusichern. Ein tüchtiger Meister weckt brave Schüler und ihre Thätigkeit ästet wieder in's Unendliche. Doch haben freilich von jeher die Philosophen besonders den Haß nicht allein ihrer Wissenschaftsverwandten, sondern auch der Welt- und Lebensmenschen auf sich gezogen, und vielleicht mehr durch ihre Lage als durch ihre Schuld. Denn da die Philosophie ihrer Natur nach, an das Allge-

meinste, an das Höchste Anforderung macht; so muß sie die weltlichen Dinge als in ihr begriffen, als ihr untergeordnet ansehen und behandeln. Auch verläugnet man ihr diese anmaßlichen Forderungen nicht ausdrücklich, vielmehr glaubt Jeder ein Recht zu haben, an ihren Entdeckungen Theil zu nehmen, ihre Maximen zu nutzen, und was sie sonst reichen mag, zu verbrauchen. Da sie aber um allgemein zu werden, sich eigner Worte, fremdartiger Combinationen und seltsamer Einleitungen bedienen muß, die mit den besonderen Zuständen der Weltbürger und ihren augenblicklichen Bedürfnissen nicht eben zusammenfallen, so wird sie von denen geschmähet, die nicht gerade die Handhabe finden können, wobei sie allenfalls noch anzufassen wäre. Wollte man aber dagegen die Philosophen beschuldigen, daß sie selbst den Uebergang zum Leben nicht sicher zu finden wissen, daß sie gerade da, wo sie ihre Ueberzeugung in That und Wirkung verwandeln wollen, die meisten Fehlgriffe thun, und dadurch ihren Credit vor der Welt selbst schmälern, so würde es hiezu an mancherlei Beispielen nicht fehlen.

569.

Kein Gelehrter hat ungestraft die große philosophische Bewegung, die durch Kant begonnen,

von sich abgewiesen, sich ihr widersetzt, sie verachtet, außer etwa die ächten Alterthumsforscher, welche durch die Eigenheit ihres Studiums vor allen andern Menschen vorzüglich begünstigt zu sein scheinen. Denn indem sie sich nur mit dem Besten, was die Welt hervorgebracht hat, beschäftigen, ja das Schlechtere nur in Bezug auf jenes Vortreffliche betrachten; so erlangen ihre Kenntnisse eine solche Fülle, ihre Urtheile eine solche Sicherheit, ihr Geschmack eine solche Consistenz, daß sie innerhalb ihres eigenen Kreises bis zur Verwunderung, ja bis zum Erstaunen ausgebildet erscheinen.

570.

Wer lange auf einer Universität lebte, und dieses Getreibe der Wissenschaft mit ansah, oder auch selbst näheren Theil daran nahm, muß auf unangenehme Betrachtungen gerathen, wenn er bemerkt, wie selten die vorzüglichsten Köpfe dadurch in die rechten Wege gewiesen wurden. In so fern die Universitätszeugnisse blos auf das Besuchen der Collegia gehen, dienen sie nur dazu, ein handwerksmäßiges Studiren unter öffentlichem Ansehen zu begründen.

Seelen, die eine höhere Weihe mit in's Leben bringen, bedürfen, wie Platon sagt, gleich dem Golde der Athenischen Burg, blos sorgsame Aufbe-

wahrung, welche dem Erziehungskünstler, der selbst dem Göttlichsten seinen gemeinnützigen Stempel aufzwingt, nicht ohne Gefahr anvertrauet wird.

571.

Ein Bücherkenner ist überall willkommen, und war es in früherer Zeit noch mehr, als die Lust merkwürdige und rare Bücher zu sammeln, lebendiger, das bibliothekarische Geschäft noch mehr in sich selbst beschränkt war. Die Bibliotheken waren wirkliche Schatzkammern, anstatt daß man sie jetzt, bei dem schnellen Fortschreiten der Wissenschaften, dem unendlichen Anhäufen der Druckschriften mehr als nützliche Vorrathskammern und zugleich als unnütze Gerümpelkammern anzusehen hat, so daß ein Bibliothekar weit mehr als sonst, sich von dem Gange der Wissenschaften, von dem Werth und Unwerthe der Schriften zu unterrichten Ursache hat, und ein Deutscher Bibliothekar Kenntnisse besitzen muß, die für's Ausland verloren wären.

572.

Es giebt eine zerstörende Kritik und eine produktive. Jene ist sehr leicht, denn man darf

sich nur irgend einen Maaßstab, irgend ein Musterbild, so bornirt sie auch seien, in Gedanken aufstellen, sodann aber kühnlich versichern: vorliegendes Kunstwerk passe nicht dazu, tauge deswegen nichts, die Sache sei abgethan, und man dürfe, ohne Weiteres, seine Forderung als unbefriedigt erklären; und so befreiet man sich von aller Dankbarkeit gegen den Künstler. Die produktive Kritik ist um ein gutes Theil schwerer. Sie fragt: Was hat sich der Autor vorgesetzt? Ist dieser Vorsatz vernünftig und verständig? Und in wie fern ist es gelungen, ihn auszuführen? Werden diese Fragen einsichtig und liebevoll beantwortet, so helfen wir dem Verfasser nach, welcher, bei seinen ersten Arbeiten gewiß schon Vorschritte gethan, und sich unserer Kritik entgegen gehoben hat. Machen wir aufmerksam auf noch einen Punkt, den man nicht genug beobachtet, daß man mehr um des Autors, als des Publikums willen, urtheilen müsse. Tagtäglich sehen wir, daß ein Theaterstück, ein Roman, ohne die mindeste Rücksicht auf Recensionen, von Lesern und Leserinnen, nach individuell eigenster Weise aufgenommen, gelobt, gescholten, ans Herz geschlossen, oder vom Herzen ausgeschlossen werde, je nachdem das Kunstwerk mit irgend einer Persönlichkeit zufällig zusammen treffen mag.

573.

In der jetzigen Zeit soll Niemand schweigen oder nachgeben, man muß reden und sich rühren, nicht um zu überwinden, sondern sich auf seinem Posten zu erhalten; ob bei der Majorität oder Minorität, ist ganz gleichgültig.

574.

Man muß sein Glaubensbekenntuiß von Zeit zu Zeit wiederholen, aussprechen, was man billigt, was man verdammt; der Gegentheil läßt es ja auch nicht daran fehlen.

575.

Eine falsche Lehre läßt sich nicht widerlegen, denn sie ruhet ja auf der Ueberzeugung, daß das Falsche wahr sei. Aber das Gegentheil kann, darf und muß man wiederholt aussprechen.

576.

Gewisse Bücher scheinen geschrieben zu sein, nicht damit man daraus lerne, sondern damit man wisse, daß der Verfasser etwas gewußt hat.

577.

Im Auslegen seid frisch und munter!
Legt ihr's nicht aus, so legt was unter.

578.

In den Wissenschaften ist es höchst verdienstlich, das unzulängliche Wahre, was die Alten schon besessen, aufzusuchen und weiter zu führen.

579.

Durch die despotische Unvernunft des Cardinals Richelieu, war Corneille an sich selbst irre geworden.

580.

Shakspeare ist reich an wundersamen Tropen, die aus personificirten Begriffen entstehen und uns gar nicht kleiden würden, bei ihm aber völlig am Platze sind, weil zu seiner Zeit alle Kunst von der Allegorie beherrscht wurde.

581.

Dilettantismus ernstlich behandelt, und Wissenschaft mechanisch betrieben, werden Pedanterei.

582.

Alle Gegner einer geistreichen Sache schlagen nur in die Kohlen, diese springen umher und zünden da, wo sie sonst nicht gewirkt hätten.

583.

Geschichte schreiben ist eine Art sich das Vergangene vom Halse zu schaffen.

584.

Wer sich vor der Idee scheut, hat auch zuletzt den Begriff nicht mehr.

585.

Eine Schule ist als ein einziger Mensch anzusehen, der hundert Jahre mit sich selbst spricht, und sich in seinem eigenen Wesen, und wenn es auch noch so albern wäre, ganz außerordentlich gefällt.

586.

Es ist mit Meinungen, die man wagt, wie mit Steinen, die man voran im Brete bewegt; sie können geschlagen werden, aber sie haben ein Spiel eingeleitet, das gewonnen wird.

587.

Der thörigste von allen Irrthümern ist, wenn junge gute Köpfe glauben, ihre Originalität zu verlieren, indem sie das Wahre anerkennen, was von Andern schon anerkannt worden.

588.

Es werden jetzt Productionen möglich, die Null sind ohne schlecht zu sein: Null, weil sie keinen Gehalt haben, nicht schlecht, weil eine allgemeine Form guter Muster den Verfassern vorschwebt.

589.

Was ich sagen wollt',
Verbietet mir keine Censur!
Sagt verständig immer nur,
Was Jedem frommt,
Was ihr und andere sollt;
Da kommt,
Ich versichr' euch, so viel zur Sprache
Was uns beschäftigt auf lange Tage.

590.

Ein Jeder, weil er spricht, glaubt auch über die Sprache sprechen zu können.

591.

Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen.

Die französischen Worte sind nicht aus geschriebenen lateinischen Worten entstanden, sondern aus gesprochenen.

592.

Die Deutschen sind ein gut Geschlecht,
Ein jeder sagt: „will nur was recht;"
Recht aber soll vorzüglich heißen,
Was ich und meine Gevattern preisen;
Das übrige ist ein weitläufig Ding,
Das schätz' ich lieber gleich gering.

593.

Mir will das kranke Zeug nicht munden,
Autoren sollten erst gesunden.

594.

Gewissen Geistern muß man ihre Idiotismen lassen.

595.

Parabeln.

1.

Zwei Personen ganz verschieden,
Luden sich bei mir zur Tafel,
Diesmal lebten sie in Frieden,
Fuchs und Kranich, sagt die Fabel.

Beiden macht' ich was zurechte,
Rupfte gleich die jüngsten Tauben;
Weil er von Schakals Geschlechte,
Legt' ich bei geschwollne Trauben.

Lang=gehälstes Glas=Gefäße
Setzt' ich ungesäumt dagegen,
Wo sich klar im Elemente
Gold= und Silberfischlein regen.

Hättet ihr den Fuchs gesehen,
Auf der flachen Schüssel hausen,
Neidisch müßtet ihr gestehen:
Welch ein Appetit zum Schmausen!

Wenn der Vogel, ganz bedächtig,
Sich auf einem Fuße wiegte,
Hals und Schnabel, zart und schmächtig,
Zierlich nach den Fischlein schmiegte.

Dankend freuten sie beim Wandern
Sich der Tauben, sich der Fischchen;
Jeder spottete des Andern,
Als genährt am Katzentischchen.

Willst nicht Salz und Schmalz verlieren;
Mußt, gemäß den Urgeschichten,
Wenn die Leute willst gastiren,
Dich nach Schnauz und Schnabel richten.

2.

Ein großer Teich war zugefroren,
Die Fröschlein, in der Tiefe verloren,
Durften nicht ferner quaken noch springen,
Versprachen sich aber, im halben Traum,
Fänden sie nur da oben Raum,
Wie Nachtigallen wollten sie singen.
Der Thauwind kam, das Eis zerschmolz,
Nun ruderten sie und landeten stolz,
Und saßen am Ufer weit und breit,
Und quakten, wie vor alter Zeit.

596.

Die größte Achtung die ein Autor für sein Publikum haben kann, ist, daß er niemals bringt, was man erwartet, sondern, was er selbst, auf der jedesmaligen Stufe eigner und fremder Bildung für recht und nützlich hält.

597.

Wenn verständige, sinnige Personen im Alter die Wissenschaft gering schätzen, so kommt es nur daher, daß sie von ihr und von sich zu viel gefordert haben.

298.

Ein alter Mann ist stets ein König Lear! —
Was Hand in Hand mitwirkte, stritt,
Ist längst vorbei gegangen;
Was mit und an dir liebte, litt,
Hat sich wo anders angehangen;
Die Jugend ist um ihrentwillen hier,
Es wäre thörig zu verlangen;
Komm ältele du mit mir.

599.

Eine schöne Gemeinde,
Weit und breit,
Auch entfernt
Haben sie von mir gelernt,
In Gesinnung treu;
Haben nicht an mir gelitten,
Ich hab' ihnen nichts abzubitten;
Als Person komm' ich neu.
Wir haben kein Conto miteinander,
Sind wie im Paradies selbander.

600.

Mit dieser Welt ist's keiner Wege richtig,
Vergebens bist du brav, vergebens tüchtig,
Sie will uns zahm, sie will sogar uns nichtig.

601.

Von heiligen Männern und von weisen
Ließ' ich mich recht gern unterweisen,
Aber es müßte recht kurz geschehn,
Langes Reden will mir nicht anstehn:
Wonach soll man am Ende trachten?
Die Welt zu kennen und sie nicht verachten.

602.

Hast du es so lange, wie ich getrieben;
Versuche, wie ich, das Leben zu lieben.

603.

Ruhig soll ich hier verpassen
Meine Müh' und Fleiß;
Alles soll ich gelten lassen
Was ich besser weiß.

604.

„Sag mir worauf die Bösen sinnen?"
Andern den Tag zu verderben,
Sich den Tag zu gewinnen;
Das meinen sie, heiße erwerben.

605.

„Was ist denn deine Absicht gewesen,
Jetzt neue Feuer anzubrennen?“
Diejenigen sollen's lesen
Die mich nicht mehr hören können.

606.

Einen langen Tag über lebt' ich schön,
Eine kurze Nacht;
Die Sonne war eben im Aufgehn,
Als ich zu neuem Tag erwacht.

607.

„Deine Zöglinge möchten dich fragen:
Lange lebten wir gern auf Erden
Was willst du uns für Lehre sagen?“ —
Keine Kunst ist's alt zu werden.
Es ist Kunst es zu ertragen.

608.

Nachdem einer ringt,
Also ihm gelingt,
Wenn Manneskraft und Hab'
Ihm Gott zum Willen gab.

609.

Den hochbestandnen Förenwald
Pflanzt' ich in jungen Tagen,
Er freut mich so! — Man wird ihn bald
Als Brennholz niederschlagen.

610.

Die Axt erklingt, da blinkt schon jedes Beil,
Die Eiche fällt und jeder holzt sein Theil.

611.

Gutes zu empfangen, zu erweisen,
Alter! geh' auf Reisen. —
Meine Freunde
Sind aus einer Mittelzeit.

612.

Was in der Zeiten Bildersaal
Jemals ist trefflich gewesen,
Das wird immer einer einmal
Wieder auffrischen und lesen.

613.

Das längst Gefundene wird wieder verscharrt; wie bemühte sich Tycho die Cometen zu regelmäßigen Körpern zu machen, wofür sie Seneka längst anerkannt.

614.

Wie lange hat man über die Antipoden hin- und hergestritten.

615.

Hat Welscher-Hahn an seinem Kropf,
Storch an dem Langhals Freude;
Der Kessel schilt den Ofentopf,
Schwarz sind sie alle beide.

616.

Seit vielen Jahren hab' ich still,
Zu eurem Thun geschwiegen,
Das sich am Tag' und Tages Will
Gefällig mag vergnügen.

Ihr denkt, woher der Wind auch weht
Zu Schaden und Gewinne,
Wenn es nach eurem Sinne geht,
Es ging nach einem Sinne.

Du segelst her, der andre hin
Die Woge zu erproben,
Und was erst eine Flotte schien
Ist ganz und gar zerstoben.

617.

Wenn ich auf dem Markte geh'
Durchs Gedränge,
Und das hübsche Mädchen seh',
In der Menge;
Geh ich hier, sie kommt heran,
Aber drüben;
Niemand sieht uns beiden an,
Wie wir lieben.

„Alter, hörst du noch nicht auf!
Immer Mädchen!
In den jungen Lebenslauf
War's ein Käthchen.
Welche jetzt den Tag versüßt?
Sag's mit Klarheit."
Seht nur hin, wie sie mich grüßt,
Es ist: die Wahrheit!

618.

„Ist denn das klug und wohl gethan?
Was willst du Freund und Feinde kränken!"
Erwachs'ne gehn mich nichts mehr an,
Ich muß nun an die Enkel denken.

619.

Hab' ich gerechter Weis' verschuldet?
Diese Strafe in alten Tagen!
Erst hab' ich's an den Vätern erduldet,
Jetzt muß ich's an den Enkeln ertragen.

620.

„Warum willst du nicht mit Gewalt
Unter die Thoren, die Neulinge schlagen!"
Wär' ich nicht mit Ehren alt,
Wie wollt' ich die Jugend ertragen.

621.

Läßt mich das Alter im Stich?
Bin ich wieder ein Kind?
Ich weiß nicht ob ich
Oder die andern verrückt sind.

622.

„Du hast dich dem allerverdrießlichsten Trieb
In deinen Xenien übergeben."
Wer mit XXII den Werther schrieb,
Wie will der mit LXXII leben!

623.

„Sonst warst du so weit vom Prahlen entfernt,
Wo hast du das Prahlen so grausam gelernt?"
Im Orient lernt' ich das Prahlen.
Doch seit ich zurück bin, im westlichen Land;
Zu meiner Beruhigung find' ich und fand
Zu Hunderten Orientalen.

624.

„Wie weit soll es doch noch gehn!
Du fällst gar oft in's Abstruse,
Wir können dich nicht verstehn."
Deshalb thu' ich Buße;
Das gehört zu den Sünden.
Seht mich an als Propheten!
Viel Denken, mehr Empfinden
Und wenig Reden.

625.

„Warum willst du dich von uns Allen
Und unserer Meinung entfernen?"
Ich schreibe nicht: Euch zu gefallen
Ihr sollt was lernen.

626.

Die Frage über den Ursprung der Sprache scheint einigermaßen müssig: denn wenn Gott den Menschen als Menschen erschaffen hat, so war ihm ja so gut die Sprache als der aufrechte Gang anerschaffen; so gut er gleich merken mußte, daß er gehen und greifen könne, so gut mußte er auch gewahr werden, daß er mit der Kehle zu singen, und diese Töne durch Zunge Gaumen und Lippen noch auf verschiedene Weise zu modificiren vermöge. War der Mensch göttlichen Ursprungs, so war es ja auch die Sprache selbst, und war der Mensch, in dem Umkreis der Natur betrachtet, ein natürliches Wesen, so war die Sprache gleichfalls natürlich.

627.

Es ist auffallend, daß wir in unserer Sprache nur wenige Sylben finden, die entschieden kurz oder lang sind. Mit den andern verfährt man nach Geschmack, oder Willkühr. Nun hat Moritz ausgeklügelt, daß es eine gewisse Rangordnung der Sylben gebe, und daß die dem Sinne nach bedeutendere, gegen eine wenig bedeutendere lang sei, und jene kurz mache, dagegen aber auch wieder kurz werden könne, wenn sie in die Nähe von einer andern geräth, welche mehr Geistesgewicht hat. Hier ist denn doch ein Anhalten, und

wenn auch damit nicht alles gethan wäre, so hat man doch indessen einen Leitfaden an dem man sich hinschlingen kann. Ich habe diese Maxime öfters zu Rathe gezogen und sie mit meiner Empfindung übereinstimmend getroffen.

628.

Dadurch wird ja die Gattung der Lebenden und Schreibenden so mannigfaltig, daß ein Jeder, theoretisch, zwischen Erkennen und Irren, praktisch, zwischen Beleben und Vernichten hin und wieder wogt.

629.

Die Hauptaufgabe der Biographie ist: den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen, und zu zeigen, in wiefern ihm das Ganze widerstrebt, in wiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet, und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach Außen abgespiegelt. Hierzu wird aber ein kaum Erreichbares gefordert, daß nämlich das Individuum sich und sein Jahrhundert kenne, sich, in wiefern es unter allen Umständen dasselbe geblieben; das Jahrhundert, als welches sowohl den Willigen als Unwilligen mit sich fortreißt, bestimmt und bildet, dergestalt, daß man wohl sagen kann, ein Jeder, nur zehn Jahre früher

oder später geboren, dürfte, was seine eigene Bildung und die Wirkung nach Außen anbetrifft, ein ganz Anderer geworden sein.

Es sind wenige Biographieen, welche einen reinen, ruhigen, steten Fortschritt des Individuums darstellen können. Unser Leben ist, wie das Ganze, in dem wir enthalten sind, auf eine unbegreifliche Weise aus Freiheit und Nothwendigkeit zusammengesetzt. Unser Wollen ist ein Vorausverkünden dessen, was wir unter allen Umständen thun werden. Diese Umstände aber ergreifen uns auf ihre eigene Weise. Das Was liegt in uns, das Wie hängt selten von uns ab, nach dem Warum dürfen wir nicht fragen, und deshalb verweis't man uns mit Recht auf's Quia.

630.

Das akademische Leben, wenn wir uns auch bei demselben des eigentlichen Fleißes nicht zu rühmen haben, gewährt doch in jeder Art von Ausbildung unendliche Vortheile, weil wir stets von Menschen umgeben sind, welche die Wissenschaft besitzen oder suchen, so daß wir aus einer solchen Atmosphäre, wenn auch unbewußt, doch immer einige Nahrung ziehen.

631.

Ein Uebel, wodurch Studirende sehr bedrängt sind, ist, daß die Professoren, so gut wie andere in Aemtern angestellte Männer, nicht alle von Einem Alter sein können; da aber die jüngeren eigentlich nur lehren, um zu lernen, und noch dazu, wenn sie gute Köpfe sind, dem Zeitalter voreilen, so erwerben sie ihre Bildung durchaus auf Unkosten der Zuhörer, weil diese nicht in dem unterrichtet werden, was sie eigentlich brauchen, sondern in dem, was der Lehrer für sich zu bearbeiten nöthig findet. Unter den ältesten Professoren dagegen sind manche schon lange Zeit stationär; sie überliefern im Ganzen nur fixe Ansichten, und was das Einzelne betrifft, Vieles, was die Zeit schon als unnütz und falsch verurtheilt hat. Durch Beides entsteht ein trauriger Conflict, zwischen welchem junge Geister hin und hergezerrt werden, und welcher kaum durch die Lehrer des mittleren Alters, die, obschon genugsam unterrichtet und gebildet, doch immer noch ein thätiges Streben zu Wissen und Nachdenken bei sich empfinden, ins Gleiche gebracht werden kann.

632.

Mit Geschäfts- und Weltleuten, die sich gar Vielerlei aus dem Stegreif müssen vortragen

lassen, und deshalb immer auf ihrer Hut sind, um nicht hintergangen zu werden, ist auch in wissenschaftlichen Dingen viel besser zu handeln, weil sie den Geist freihalten und dem Referenten aufpassen, ohne weiteres Interesse als das der eignen Aufklärungen; da Gelehrte hingegen gewöhnlich nichts hören, als was sie gelernt und gelehrt haben, und worüber sie mit ihres Gleichen übereingekommen sind. An die Stelle des Gegenstandes setzt sich ein Wort-Credo, bei welchem denn so gut zu verharren ist, als bei irgend einem andern.

633.

Die Gelehrten sind meist gehässig, wenn sie widerlegen. Einen Irrenden sehen sie gleich als ihren Todfeind an.

634.

Autoren und Publikum sind durch eine ungeheure Kluft getrennt, wovon sie, zu ihrem Glücke, beiderseits keinen Begriff haben. Vergeblich sind daher alle Vorreden, denn je mehr man seine Absicht klar zu machen gedenkt, zu desto mehr Verwirrung giebt man Anlaß. Ferner mag ein Autor bevorworten so viel er will, das Publikum wird immer fortfahren, die Forderungen an ihn zu machen, die er schon abzulehnen

suchte. Mit einer verwandten Eigenschaft der Leser, die uns besonders bei denen, welche ihr Urtheil druk-ken lassen, ganz komisch auffällt, ward ich gleichfalls früh bekannt. Sie leben nämlich in dem Wahn, man werde, indem man etwas leistet, ihr Schuldner, und bleibe jederzeit noch weit zurück hinter dem, was sie eigentlich wollten, ob sie gleich kurz vorher, ehe sie unsere Arbeit gesehen, noch gar keinen Begriff hatten, daß so etwas vorhanden oder nur möglich sein könnte.

635.

Die Literaturen, scheint es mir, haben Jahreszeiten, die mit einander abwechseln, und sich der Reihe nach wiederholen. Ich glaube daher nicht, daß man irgend eine Epoche einer Literatur im Ganzen loben oder tadeln könne; besonders sehe ich nicht gerne, wenn man gewisse Talente, die von der Zeit hervorgerufen werden, so hoch erhebt und rühmt, andere dagegen schilt und niederdrückt. Die Kehle der Nachtigall wird durch das Frühjahr aufgeregt, zugleich aber auch die Gurgel des Kukkuks. Die Schmetter-linge, die dem Auge so wohl thun, und die Mücken, welche dem Gefühle so verdrießlich fallen, werden durch eben die Sonnenwärme hervorgerufen; beherzigte man dies, so würde man dieselbigen Klagen nicht alle zehn Jahre wieder erneuert hören, und die vergebliche

Mühe, dieses und jenes Mißfällige auszurotten, würde nicht so oft verschwendet werden.

636.

Warum sind wir Neueren doch so zerstreut, warum gereizt zu Foderungen, die wir nicht erreichen noch erfüllen können?

637.

Wir Deutsche geben unser Bestes schwarz auf weiß: jeder kauzt sich damit in eine Ecke und knopert daran wie er kann.

638.

Wenn es nicht einem Jeden verliehen sein möchte, in gewissen Jahren, mit unerwarteten, mächtig neuen Erzeugnissen von Neuem aufzutreten, so ist doch gerade zu der Zeit, wo die Erkenntniß vollständiger, das Bewußtsein deutlicher wird, das Geschäft sehr unterhaltend und belebend, jenes Hervorgebrachte wieder als Stoff zu behandeln und zu einem Letzten zu bearbeiten, welches denen abermals zur Bildung gereicht, die sich früher mit und an dem Künstler gebildet haben.

639.

Es muß nicht Alles über alle Begriffe hinausgehen, die man nun einmal gefaßt hat; es ist auch gut, wenn Manches sich an den gewöhnlichen Sinn anschließt.

640.

Wenn ich von den Encyklopädisten reden hörte, oder einen Band ihres ungeheuren Werks aufschlug, so war es mir zu Muthe, als wenn man zwischen den unzähligen bewegten Spuhlen und Weberstühlen einer großen Fabrik hingeht, und vor lauter Schnarren und Rasseln, vor allem, Aug' und Sinne verwirrenden Mechanismus, vor lauter Unbegreiflichkeit einer auf das Mannigfaltigste in einander greifenden Anstalt, in Betrachtung dessen, was alles dazu gehört, um ein Stück Tuch zu fertigen; sich den eigenen Rock selbst verleidet fühlt, den man auf dem Leibe trägt.

641.

Allgemeines über die deutsche (frühere) Literatur.

Stand es in den Sechziger Jahren mit den Sachen des Geschmackes auf einem sehr schwankenden Fuße; so konnte man jener Epoche auf keine Weise streitig

machen, daß innerhalb des protestantischen Theils von Deutschland und der Schweiz, sich dasjenige gar lebhaft zu regen anfing, was man Menschenverstand zu nennen pflegt. Die Schulphilosophie, welche jederzeit das Verdienst hat, alles dasjenige, wornach der Mensch nur fragen kann, nach angenommenen Grundsätzen, in einer beliebten Ordnung, unter bestimmten Rubriken vorzutragen, hatte sich durch das oft Dunkle und Unnütz Scheinende ihres Inhalts, durch unzeitige Anwendung einer an sich respectabeln Methode und durch die allzugroße Verbreitung über so viele Gegenstände, der Menge fremd, ungenießbar und entbehrlich gemacht. Mancher gelangte zur Ueberzeugung, daß ihm wohl die Natur so viel guten und geraden Sinn zur Ausstattung gegönnt habe, als er ohngefähr bedürfe, sich von den Gegenständen einen so deutlichen Begriff zu machen, daß er mit ihnen fertig werden, und zu seinem und Anderer Nutzen damit verfahren könne, ohne gerade sich um das Allgemeinste mühsam zu bekümmern und zu forschen, wie doch die entferntesten Dinge, die uns nicht sonderlich berühren, wohl zusammen hängen möchten? Man machte den Versuch, man that die Augen auf, sah gerade vor sich hin, war aufmerksam, fleißig, thätig, und glaubte, wenn man in seinem Kreis richtig urtheile und handle, sich auch wohl herausnehmen zu dürfen, über Anderes, was entfernter lag, mitzusprechen.

Nach einer solchen Vorstellung war nun Jeder berechtiget, nicht allein zu philosophiren, sondern sich auch nach und nach für einen Philosophen zu halten. Die Philosophie war also ein mehr oder weniger gesunder und geübter Menschenverstand, der es wagte, in's Allgemeine zu gehen und über innere und äußere Erfahrungen abzusprechen. Ein heller Scharfsinn und eine besondere Mäßigkeit, indem man durchaus die Mittelstraße und Billigkeit gegen alle Meinungen für das Rechte hielt, verschaffte solchen Schriften und mündlichen Aeußerungen Ansehen und Zutrauen, und so fanden sich zuletzt Philosophen in allen Fakultäten, ja in allen Ständen und Handthierungen. — Auf diesem Wege mußten die Theologen sich zu der sogenannten natürlichen Religion hinneigen, und wenn zur Sprache kam, in wiefern das Licht der Natur uns in der Erkenntniß Gottes, der Verbesserung und Veredlung unserer Selbst zu fördern hinreichend sei, so wagte man gewöhnlich sich zu dessen Gunsten, ohne viel Bedenken zu entscheiden. Aus jenem Mäßigkeitsprinzip gab man sodann sämmtlichen positiven Religionen gleiche Rechte, wodurch denn eine mit der andern gleichgültig und unsicher wurde. Uebrigens ließ man denn doch aber Alles bestehen, und weil die Bibel so voller Gehalt ist, daß sie mehr als jedes andere Buch Stoff zum Nachdenken und Gelegenheit zu Betrachtungen

über die menschlichen Dinge darbietet; so konnte sie durchaus, nach wie vor, bei allen Kanzelreden und sonstigen religiösen Verhandlungen zum Grunde gelegt werden. Allein diesem Werke stand, so wie den sämmtlichen Profanscribenten, noch ein eignes Schicksal bevor, welches im Laufe der Zeit nicht abzuwenden war. Man hatte nämlich bisher mit Treu und Glauben angenommen, daß dieses Buch der Bücher in Einem Geiste verfaßt, ja daß es von dem göttlichen Geiste eingehaucht und gleichsam dictirt sei. Doch waren schon längst von Gläubigen und Ungläubigen die Ungleichheiten der verschiedenen Theile desselben bald gerügt, bald vertheidigt worden. Engländer, Franzosen, Deutsche hatten die Bibel mit mehr oder weniger Heftigkeit, Scharfsinn, Frechheit, Muthwillen angegriffen, und eben so war sie wieder von ernsthaften, wohldenkenden Menschen einer jeden Nation in Schutz genommen worden. Ich für meine Person hatte sie lieb und werth; denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig, und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich tief bei mir eingedrückt, und war auf eine und die andere Weise wirksam gewesen. Mir mißfielen daher die ungerechten, spöttlichen und verdrehenden Angriffe; doch war man damals schon so weit, daß man theils als einen Hauptvertheidigungsgrund vieler Stellen sehr willig annahm, Gott habe sich nach

der Denkweise und Fassungskraft der Menschen gerichtet, ja die vom Geiste Getriebenen hätten doch deswegen nicht ihren Charakter, ihre Individualität verläugnen können, und Amos als Kuhhirte führte nicht die Sprache Jesaias, welcher ein Prinz soll gewesen sein.

Aus solchen Gesinnungen und Ueberzeugungen entwickelte sich, besonders bei immer wachsenden Sprachkenntnissen, gar natürlich jene Art des Studiums, daß man die orientalischen Localitäten, Nationalitäten, Naturprodukte und Erscheinungen genauer zu studiren und sich auf diese Weise jene alte Zeit zu vergegenwärtigen suchte. Michaelis legte die ganze Gewalt seines Talentes und seiner Kenntnisse auf diese Seite. Reisebeschreibungen wurden ein kräftiges Hülfsmittel zu Erklärung der heiligen Schriften, und neuere Reisende, mit vielen Fragen ausgerüstet, sollten durch Beantwortung derselben für die Propheten und Apostel zeugen. Indessen aber man von allen Seiten bemüht war, die heiligen Schriften zu einem natürlichen Anschauen heranzuführen, und die eigentliche Denk= und Vorstellungsweise derselben allgemeiner und faßlich zu machen, damit durch diese historisch=kritische Ansicht mancher Einwurf beseitigt, manches Anstößige getilgt und jede schale Spötterei unwirksam gemacht würde; so trat in einigen Männern gerade die entgegengesetzte Sinnesart hervor,

indem solche die dunkelsten, geheimnißvollsten Schriften zum Gegenstande ihrer Betrachtungen wählten, und solche aus sich selbst durch Conjecturen, Rechnungen und andere geistreiche und seltsame Combinationen, zwar nicht aufhalten, aber doch bekräftigen und insofern sie Weissagungen enthielten, durch den Erfolg begründen, und dadurch einen Glauben an das Nächstzuerwartende rechtfertigen wollten. Der ehrwürdige Bengel hatte seinen Bemühungen um die Offenbarung Johannis dadurch einen entschiedenen Eingang verschafft, daß er als ein verständiger, rechtschaffener, gottesfürchtiger, als ein Mann ohne Tadel bekannt war. Tiefe Gemüther sind genöthigt, in der Vergangenheit, so wie in der Zukunft zu leben. Das gewöhnliche Treiben der Welt kann ihnen von keiner Bedeutung sein, wenn sie nicht in dem Verlauf der Zeiten bis zur Gegenwart, enthüllte Prophezeihungen, und in der nächsten, wie in der fernsten Zukunft, verhüllte Weissagungen verehren. Hierdurch entspringt ein Zusammenhang, der in der Geschichte vermißt wird, die uns nur ein zufälliges Hin- und Wiederschwanken in einem nothwendig geschlossenen Kreise zu überliefern scheint. Doctor Crusius gehört zu denen, welchen der prophetische Theil der heiligen Schriften am meisten zusagte, indem er die zwei entgegengesetztesten Eigenschaften des menschlichen Wesens zugleich in Thätigkeit setzt, das Gemüth und den

Scharfsinn. Dieser Lehre hatten viele Jünglinge sich gewidmet, und bildeten schon eine ansehnliche Masse, die um desto mehr in die Augen fiel, als Ernesti mit den Seinigen das Dunkel, in welchem jene sich gefielen, nicht aufzuhellen, sondern völlig zu vertreiben drohte. Daraus entstanden Händel, Haß und Verfolgung und manches Unannehmliche. Ich hielt mich zur klaren Parthei und suchte mir ihre Grundsätze und Vortheile zuzueignen, ob ich mir gleich zu ahnen erlaubte, daß durch diese höchst löbliche, verständige Auslegungsweise zuletzt der poetische Gehalt jener Schriften mit dem prophetischen verloren gehen müsse. Näher aber lag denen, welche sich mit deutscher Literatur und schönen Wissenschaften abgaben, die Bemühung solcher Männer, die, wie Jerusalem, Zollikofer, Spalding, in Predigten und Abhandlungen, durch einen guten und reinen Styl, der Religion und der ihr so nahverwandten Sittenlehre, auch bei Personen von einem gewissen Sinn und Geschmack, Beifall und Anhänglichkeit zu erwerben suchten. Eine gefällige Schreibart fing an durchaus nöthig zu werden, und weil eine solche vor allen Dingen faßlich sein muß, so standen von vielen Seiten Schriftsteller auf, welche von ihren Studien, ihrem Metier, klar, deutlich, eindringlich, und sowohl für die Kenner als für die Menge zu schreiben unternahmen.

Nach dem Vorgange eines Ausländers, Tissot, fingen nunmehr auch die Aerzte mit Eifer an, auf die allgemeine Bildung zu wirken. Sehr großen Einfluß hatten Haller, Unzer, Zimmermann, und was man im Einzelnen gegen sie, besonders gegen den Letzten auch sagen mag; sie waren zu ihrer Zeit sehr wirksam. Und davon sollte in der Geschichte, vorzüglich aber in der Biographie die Rede sein; denn nicht insofern der Mensch etwas zurückläßt, sondern insofern er wirkt und genießt und Andere zu wirken und zu genießen anregt, bleibt er von Bedeutung. — Die Rechtsgelehrten, von Jugend auf gewöhnt an einen abstrusen Styl, welcher sich in allen Expeditionen, von der Kanzelei des unmittelbaren Ritters bis auf den Reichstag zu Regensburg, auf die barockste Weise ertheilte, konnten sich nicht leicht zu einer gewissen Freiheit erheben, um so weniger, als die Gegenstände, welche sie zu behandeln hatten, mit der äußeren Form und folglich auch mit dem Styl aufs genaueste zusammenhingen. Doch hatte der jüngere von Moser sich schon als ein freier und eigenthümlicher Schriftsteller bewiesen, und Pütter durch die Klarheit seines Vortrags auch Klarheit in seinen Gegenstand und den Styl gebracht, womit er behandelt werden sollte. Alles, was aus seiner Schule hervorging, zeichnete sich dadurch aus. Und nun fanden die Philosophen selbst sich genöthigt, um popular zu sein,

auch deutlich und faßlich zu schreiben. Mendelssohn, Garve traten auf und erregten allgemeine Theilnahme und Bewunderung. — Mit der Bildung der deutschen Sprache und des Styls in jedem Fache, wuchs auch die Urtheilsfähigkeit, und wir bewundern in jener Zeit Recensionen von Werken über religiöse und sittliche Gegenstände, so wie über ärztliche, wenn wir dagegen bemerken: daß die Beurtheilung von Gedichten und was sich sonst auf schöne Literatur beziehen mag, wo nicht erbärmlich, doch wenigstens sehr schwach befunden werden. Dieses gilt sogar von den Literaturbriefen und von der allgemeinen deutschen Bibliothek, wie von der Bibliothek der schönen Wissenschaften, wovon man gar leicht bedeutende Beispiele anführen könnte.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goethe, Johann Wolfgang <<von>>,

Göthe's Philosophie eine vollständige, systematisch geordnete Zusammenstellung seiner Ideen über Leben, Liebe, Ehe, Freundschaft Erziehung, Religion, Moral, Politik, Literatur, Kunst und Natur aus seinen sämmtlichen poetischen und wissenschaftlichen Werken
Bd.: 4

Hamburg (1825)

P.o.germ. 483 uc-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10109153-4